

KORRESPONDENZBLATT



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 12 Dezember 2005 120. Jahrgang

Barbara hängt das Kreuz ab

Liebe Gemeinde,
die Festzeit ist vorüber. Für manchen und manche vielleicht auch schön. »Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen.« Aber die Krippe steht noch und der Christbaum auch. Ich möchte Weihnachten und das, was da verkündigt wird noch einmal von hinten her betrachten, so von heute her. Leiten soll uns dabei das große Wort aus dem Johannesevangelium: »Das Wort ward Fleisch und wir sahen seine Herrlichkeit.«

Und ich habe mir dazu wieder einmal eine Geschichte ausgedacht. Ich habe es schon öfter gesagt bei solchen Geschichten: erfunden sind sie, so nicht geschehen, aber vielleicht hätten sie so geschehen können. Und in diesen Geschichten verflechte ich die biblischen Worte mit dem normalen Leben. Aber das Wichtigste: Wenn Sie in dieser Geschichte irgendwo angesprochen sind, sich wieder erkennen, dann sind solche Geschichten auch wahr.. Das war die Vorrede, jetzt fange ich an.

Da gibt es irgendwo in Westfalen die Familie Stratenschulte. Ich habe sie ja schon manchmal vorgestellt. Da ist Wilhelm Stratenschulte, ein Zimmermeister. Er könnte genau so gut Schlossermeister oder Schreinermeister oder Maurermeister sein. Er hat einen eigenen Betrieb, den er - so sagt er jedenfalls immer - versucht, nach christlichen Grundsätzen zu führen. Was immer das heißen mag. Der Betrieb läuft ganz gut, gewiß, es gibt viel Arbeit, aber wenn es richtig läuft, ist Wilhelm Stratenschulte auch guter Dinge. Seine Frau Ida, eine kleine, manchmal sehr resolute Frau, arbeitet vormittags im Büro. Sie kümmert sich um die Buchhaltung, schreibt die

Rechnungen und erinnert ihren Mann oft an die Dinge, die er nicht gern macht und deshalb gern vergisst.

Beide Stratenschultes wollen als Christen leben, auch wenn sie sich manchmal nicht so ganz einig sind, was das heißt.

Frau Stratenschulte geht fast regelmäßig zum Gottesdienst. Herr Stratenschulte geht seltener. Er hört sich im Radio den Gottesdienst an oder sieht sich im Fernsehen einen Gottesdienst an. Er sagt immer, er komme mit dem Pfarrer nicht so zurecht, der donnere immer so, so das richtig Frohmachende, das fehle ihm. Frau Ida findet das ja auch, aber sie sagt immer. »Ach, wenn dann schöne Lieder gesungen werden und schöne Lesungen gehalten werden, dann habe ich auch genug davon.« Im Stillen denkt sie sich, dass ihr Wilhelm lieber zu Hause bleibt, weil er sich dann nicht fein anziehen muss und außerdem kann er dann seine Pfeife rauchen. Er könne dann besser nachdenken, sagt er.

Die Stratenschultes haben zwei Kinder, der Ältere hat nach der Lehre seinen Zivildienst im Altenheim fast fertig, die jüngere Tochter Barbara, sie ist 21, studiert Betriebswirtschaft. Barbara sagt immer, sie sei nicht richtig fromm und zur Kirche geht sie auch sehr selten. Aber sie liest viel. »Ich muss mir da doch Klarheit verschaffen«, sagt sie. Und mit dieser Tochter hatten sie im letzten Jahr großen Kummer: Im September hat sie einen kleinen Sohn bekommen, aber den Vater wollte sie auf keinen Fall heiraten und der sie wohl auch nicht. Das hat Wilhelm Stratenschulte eine ganze Reihe schlaflose Nächte gekostet und viel Gespräche mit seiner Frau Ida. Die fand das zwar auch ganz und gar nicht

Inhalt

■ Artikel

- Gerhard Wagner,
Barbara hängt das Kreuz ab 169
- Dr. Volker Pröbstl,
Den Menschen nahe 171
- Otfried Arndt,
Wiederentdeckt:
ein Barth-Bild 174
- Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 180
- Heimfried Heller,
Gibt es heute noch Propheten? 175

■ Aussprache

- Berta Winter,
Armer NN 176
- Hans Peetz,
Popanz 176

■ Hinweis

- PfarrerInnenverein,
Wahlaufruf 173
- Wahlausschuss 181

■ Bericht

- U. Schindler, K. Leder,
Vom Hilfsarbeiter zum
Doktor der Diakonie? 177

■ Bücher

- Martin Ost,
Riess, In einem Wort 178
- Gertz, Die Gemeindebriefwerkstatt 179
- Landau (Hrg.), Seitz, Theologie für die Kirche 179
- Richter-Böhne, Konflikt in Managua 180
- Jakubowski/Schuck, Arbeiten im Weinberg des Herrn 181

■ Ankündigungen

182

in Ordnung, aber sie fügte sich in das, was war. Wilhelm Stratenschulte hatte feste Grundsätze und da fiel es ihm natürlich schwer, damit fertig zu werden. Beide hatten viel miteinander geredet und manchmal war Wilhelm Stratenschulte recht laut geworden. Aber nun hat es sich gelegt und manchmal ist er ein richtig stolzer Großvater.

Das ist so der Rahmen und der Hintergrund. Nun sitzen sie an einem Samstag nach Weihnachten in der gemütlichen, großen Wohnküche beim Frühstück. Wilhelm Stratenschulte genießt das, wenn er so richtig gemütlich frühstücken kann, das geht nur samstags, denn sonst muß er in den Betrieb und sonntags geht Frau Ida ja zum Gottesdienst, der fängt immer um halb 10 an. Wie es wird, wenn einmal im Monat der Gottesdienst um 11 Uhr anfangen wird, wissen sie noch nicht. Frühstücken könnten sie ja dann in Ruhe aber wie ist es dann mit dem Mittagessen? Aber darüber macht sich Wilhelm Stratenschulte noch keine Gedanken.

Frau Ida steht immer wieder auf, holt frischen Kaffee oder schiebt neuen Toast in den Toaster. Barbara ist für ein paar Tage gekommen und hat den Kleinen auf dem Schoß. Es ist so richtig friedlich. Auf einmal fällt Wilhelm Stratenschultes Blick auf die Wand, an der neben dem Kalender ein Kreuz hängt. Das Kreuz haben sie sich einmal im Urlaub gekauft, als es ihnen miteinander gar nicht gut gegangen war und sie nach einem langen Gespräch mit ihrem Vetter Hans-Georg Brüggensieker, dem Pastor, wieder zusammengefunden hatten. Daran sollte das erinnern. »Ehe ist ein schönes Leben, aber manchmal auch ein Kreuz«, hatte Frau Ida gesagt, als sie das Kreuz da aufgehängt hatte. Und Wilhelm Stratenschulte war dieses Kreuz eine gute Erinnerung an damals und auch sonst. Immer, wenn sie morgens die Losung lesen, fällt sein Blick auf das Kreuz. Und als er jetzt dahin sieht, ist das Kreuz weg, abgehängt. An der Tapete sieht man noch den hellen Fleck, aber das Kreuz ist weg. Stattdessen hängt daneben eine Kunstpostkarte mit einer Krippendarstellung. Beinahe hätte sich Wilhelm Stratenschulte verschluckt. Er setzt seine Brille auf und schaut noch einmal genauer hin, tatsächlich das Kreuz ist weg und nur noch der kleine Haken zu sehen, an dem es hing.

»Was ist denn das?« fragte er, »wer hat denn das Kreuz abgehängt?« Frau Ida schaut ebenfalls dahin und ist erst ein-

mal still. »Ich!« sagt da Barbara, »Ich habe das Kreuz abgehängt und die Karte dafür hingemacht.« Wilhelm Stratenschulte hat eine Falte auf der Stirn und Frau Ida legt besänftigend ihre Hand auf seinen Arm. Wilhelm Stratenschulte nickt, das soll soviel heißen wie: »Ist ja schon gut, ich rege mich nicht auf.« Dann kramt er in seiner Jackentasche, holt seine Pfeife heraus, stopft sie umständlich und steckt sie an. Frau Ida weiß, dass er jetzt nachdenken muss. Nach einer Weile fragt er durch dicke Rauchwolken hindurch: »Und warum? Warum hast du das Kreuz abgehängt?« »Weil Weihnachten ist und nicht Karfreitag«, sagt Barbara ganz ruhig. Wilhelm Stratenschulte schaut sie fragend an. Barbara schmiert sich noch einen Toast, beißt ab und als sie wieder sprechen kann, sagt sie leise: »Ich hab da neulich was gelesen. Da hat jemand geschrieben, was wohl mit dem Christentum und der Kirche geworden wäre, wenn sie nicht das Kreuz sondern die Krippe als Zeichen gewählt hätten.« Wilhelm Stratenschulte pafft dicke Wolken. Frau Ida macht ihr Nachdenkengesicht und nach einer Weile sagt sie: »Worauf die Leute alle kommen! Darüber hab ich noch nie nachgedacht.« Und nach einer Pause: »Aber wenn ich darüber nachdenke, gar nicht so schlecht.« Und dann wird sie auf einmal ganz lebendig: »Stell dir das doch mal vor, Wilhelm, in der Kirche stände über dem Altar dann nicht das große Kreuz mit dem sterbenden Jesus, sondern eine Krippe mit dem kleinen Jesus! Ich glaube, dann wäre es irgendwie fröhlicher, nein nicht fröhlicher, aber anders. Einfach anders.« Und Barbara sagte dazu: »Dann wäre nicht ein Todeszeichen das Merkmal der Christen, sondern ein Lebenszeichen.«

Wilhelm Stratenschulte stand auf »Das muss ich mit erst mal überlegen. Ich gehe ein paar Schritte.« Er nahm seine dicke Jacke vom Haken im Flur und ging. Frau Ida räumte den Frühstückstisch ab und Barbara stillte den Kleinen. »Da hast du uns aber einen Brocken hingelegt«, sagte Frau Ida heben dem Spülen her. »Das wollte ich auch. Mich hat das so beschäftigt, das mit der Krippe statt dem Kreuz. Vor allem, seit ich den da habe, da ist vieles anders geworden. Da habe ich ganz neu nachgedacht, wie das mit Gott ist.«

Frau Ida war irgendwie bewegt, so über den Glauben hatten sie selten gesprochen, sie wusste nur, wie kritisch Barbara war. Jetzt musste sie auch erst ein-

mal nachdenken. »Komm, ich bade den Kleinen und dann wickle ich ihn auch.« Sie nahm den Kleinen und ging ins Bad. Barbara schenkte sich hoch einen Kaffee ein und sah auf die Stelle an der Wand mit der Karte.

Nach einer halben Stunde kam Wilhelm Stratenschulte zurück, der Kleine war gebadet und schlief in seinem Körbchen. Und nun saßen sie wieder am Tisch. Wilhelm Stratenschulte hatte sich ein Bier geholt und Frau Ida neuen Kaffee gemacht. »Sag, mal«, fragte Wilhelm Stratenschulte, »und du meinst, wir sollten keine Kreuze mehr haben?« »Ach was, Vater«, sagte Barbara, »das geht ja nicht, aber drüber nachdenken könnte man doch mal. Stell dir mal vor, es würde immer gewechselt, in der Passionszeit wäre das Kreuz da und in der Weihnachtszeit die Krippe.« Sie lachte: »Sag bloß nicht, das wäre zu viel Umstand, so mit der Technik, das kriegtet ihr Handwerker schon hin. Aber zum Nachdenken wäre das ja richtig gut, oder?« Frau Ida hatte sich ihr Strickzeug geholt, aber sie strickte nur sehr langsam. »Wenn ich das so bedenke, kommt mir das ganz einleuchtend vor. Der Hans-Georg Brüggensieker, dein Onkel, der Pastor, hat mir neulich einen Artikel geschickt, den hat er für sein Gemeindeblatt geschrieben und da hat er geschrieben: »Das Wort ward Fleisch, das heißt zunächst einmal: Gott wird ein Kind. Und das finde ich gut. Der Mann da am Kreuz, der ist mir oft fremd, aber ein Kind, das ist doch was ganz Nahes.« Da sagte Barbara ganz leise: »Wisst ihr, seid der Kleine da ist, bin ich Gott viel näher, oder besser, er ist mir näher. Das habe ich geahnt, deshalb habe ich es auch damals nicht wegmachen lassen. Bin ich froh.«

Wilhelm Stratenschulte spricht nicht gern über Glaubensdinge, allenfalls mit seiner Ida, aber jetzt sagt er doch einmal was: »Wenn ich mir das so überlege, Weihnachten wird ja von allen gefeiert, Karfreitag und Ostern von immer weniger Leuten. Ob die Leute vielleicht ahnen, dass das wichtig ist, dass Gott ihnen so näher kommt, wenn er nicht mächtig und groß ist, eben wie ein Kind.«

Das Gespräch ging noch lange weiter. Karfreitag und Ostern solle aber doch nicht zurücktreten. - Das wolle ja auch keiner, aber dass das Wort Fleisch würde, ein Kind, das sei doch so wichtig. »Das heißt«, sagte Wilhelm Stratenschulte, »das heißt, dass Gott auf seine Macht verzichtet, weil er bei den Men-

schen sein will. Und weil er nicht will, dass sie Angst haben vor ihm.« »Genau!« sagte Frau Ida. Und Barbara fügte hinzu: »Stellt euch mal vor: Keine Kreuzzüge, sondern Krippenzüge. Das wäre sicher anders gelaufen. Die Krippe ist ein Lebenszeichen, das Kreuz ein Todeszeichen. Und das mit der Auferstehung, das muss man sich immer dazu denken.«

Hier breche ich ab. Ich möchte Ihnen diese Gedanken mit nach Hause geben. Wie sähe das dehn aus, wenn wir in dieser Kirche wechselten: In der Weihnachtszeit und so drum herum die Krippe als bestimmendes Bild über dem Al-

tar, in der Passionszeit das Kreuz? Und sonst ein Osterbild und in der Trinitatiszeit etwas anderes? Das könnte man sich ja ausdenken. Die Krippe erinnerte uns dann immer an den Gott, der auf seine Macht verzichtet hat und in einem Kind zu uns kommt. Sie können ja noch darüber nachdenken und auch miteinander darüber sprechen. Auch darüber, was das für unseren Glauben bedeuten könnte. Amen.

*Gerhard Wagner, Pfarrer i.R.,
Burghaslach*

Predigt, angeregt durch einen Artikel der Hamburger Bischöfin Maria Jepsen

Den Menschen nahe

Kirche in der Parochie

Das Idyll-Klischee..

»Weg vom Kirchturmdenken!« ist eine oft gehörte Devise in innerkirchlichen Debatten. Sie unterstellt: Gemeinden und Pfarrerinnen neigen zu einem begrenzten Wahrnehmungshorizont. Sie blicken eben nur so weit, wie man von ihren selbstverständlich viel zu kurzen Kirchturm schauen kann. Sie kennen nur das, was in ihrem engen Horizont vorkommt, und außerdem kennen sie es nur so, wie es schon immer war. Denn, was man vom Turmspitz aus sieht, das wusste schon der alte Turmhahn bei Eduard Mörike:

»Herzliebster Turm und Kirchendach, /
Kirchhof und Steglein übern Bach!
Du Brunnen, dahin spat und früh /
Öchslein springen, Schaf und Küh,
Hans hinterdrein kommt mit dem
Stecken /
und Bastes Evlein auf dem Schecken!«
Leider musste der Cleversulzbacher Turmhahn aus Altersgründen seinen idyllischen Ausguck verlassen. Doch im Arbeitszimmer von Pfarrer Mörike war es nicht minder idyllisch:

»Hier wohnt der Frieden auf der
Schwell! /

In den geweißten Wänden hell
Sogleich empfang mich sondre Luft, /
Bücher- und Gelahrtenduft,
Gerani- und Resedaschmack, /
Auch ein Rüchlein Rauchtabak.«

Zur Kirchturm-Perspektive fügt sich ein behaglicher Pfarrersalltag. Es braucht nur die Sonntagspredigt geschrieben

und memoriert werden, dazu kommt noch ein bisschen »visiteln« - mehr ist nicht nötig in der Idylle unter dem Kirchturm. Denn der Arbeitsbereich Parochie ist eng und überschaubar .

...und die Folgen

Soweit zum Klischee - fatal daran ist: Es sitzt fest in den Köpfen, auch heute noch. In der Debatte um die Finanzierung unserer Kirche hat es einen Namen gekriegt, der theoretische Durchdringung verheißt: Statt Kirchturmdenken ist dann vom »Parochial-Prinzip« die Rede. Und dieses Prinzip ist ein Problem: Die Geschichte der Parochie gibt allen Grund zur Skepsis, hatte doch die intensive Verknüpfung von Kirche mit örtlichen Strukturen immer wieder versagt: In der Reformation wurde »Auslaufen« aus den Parochiegrenzen mit dem Tode bestraft. Im Zeitalter der Industrialisierung hat das »Parochieprinzip« Gemeinden mit zigtausend Gemeindemitgliedern entstehen lassen, die alle nichts von Kirchens hatten. Und angesichts von Mobilität und Individualisierung scheint das Parochialprinzip endgültig am Ende. Zu eng, zu starr und veraltet ist die Parochie.

Das Parochieprinzip

Zum »Prinzip« der Struktur von Gemeinde wird die Parochie in der gegenwärtigen Diskussion um Kirchenbild, -struktur und -reform. Uta Pohl-Patalong sieht einen Konflikt zwischen Ortsgemeinden und übergemeindlicher Arbeit.¹

Dabei stoßen unterschiedliche Organisationsprinzipien aufeinander: Dort die Nichtparochialität, die hauptsächlich funktional bestimmt ist, d.h. durch zielgerichtetes Arbeiten auf bestimmte Zielgruppen sich auszeichnet. Hier die »Parochialität.« Sie ist durch »Territorialität« geprägt: Gemeinde ist räumlich bestimmt. Parochie geht von »vorgegebenen Strukturen« aus: U.Pohl-Patalong meint damit wohl eine Orientierung der Gemeinde am jeweils örtlich vorhandenen Aufbau der Gesellschaft. Zu ergänzen wäre der »Anspruch auf aktive Teilnahme« am ortsgemeindlich organisierten Gemeindeleben. Dieses Gemeindeleben fällt in allen Ortsgemeinden tendenziell gleich aus und bietet eine Gegenwelt zur modernen Gesellschaft.² Von Ferne erkennen wir Mörikes Idylle: Parochie ist ein überschaubarer Bereich fester Zugehörigkeit (Bastes Evlein...) und geprägten Strukturen (Kirchhof, Steglein, Brunnen...), sowie traditionellem Teilnahmeverhalten, in dem es bisschen zu visiteln und predigen gilt... Eng, starr und veraltet erscheint die Parochie..

Die wesentliche Kritik an der Parochie lebt aus der Gegenüberstellung zur »Nichtparochialität«. Während diese durch ein »funktionales Prinzip« bestimmt ist, sei die Parochie durch einen Mangel an Funktionalität geprägt.³ Wünschenswert wäre, die nichtfunktionalen Gemeinden mit funktionalen Diensten zu kombinieren und damit das Defizit der Parochie zu ergänzen - so komme Kirche in der Lage, auf gesellschaftlichen Veränderungen zu reagieren.

Doch trifft dieser Vorwurf? Ist es tatsächlich so, dass Gemeinden ein Mangel an Funktionalität auszeichnen würde? Bieten Gemeinden tatsächlich vor allem traditionelle Angebote, die nur einen kleinen Kreis Eng-Verbundener erreichen? Gehen unsere Gemeindeangebote tatsächlich an den Veränderungen der Gesellschaft vorbei?

Die Kritik trifft die Idylle unterm Kirchturm.

Sie trifft aber nicht, was Gemeinden heute leisten. Gemeinden erfüllen allerdhand Funktionen: Da ist die Lebensbegleitung an Schwellensituationen, die Unterstützung in der religiösen Sozialisation, das spirituelle Angebot Gottesdienst, das Bereitstellen von Gemeinschaft, Hilfe. Die Konfirmandenarbeit erreicht, wenn sie durch Elternangebote

ergänzt wird, die ganze Breite der evangelischen Bevölkerung und das just in einer biographisch spannenden Situation. Und der Religionsunterricht durch PfarrerInnen geht über Konfessionsgrenzen hinaus. Es gibt keinen Mangel sondern vielmehr eine Vielzahl von Funktionen, die nebeneinander laufen und durch »Leitbild-Prozesse« gebündelt werden müssen. Der vermeintliche Mangel an Funktionalität entpuppt sich als ein Problem mangelnder Strukturierung einer Vielfalt von Funktionen. Und dass ein starres, traditionelles Programm als Gegenwelt zu gesellschaftlichem Wandel unsere Gemeindeangebote prägen würde, dem widerspricht ein Blick in die Gemeindebriefe: Ein ehrenamtlicher Besuchsdienst kompensiert, was unter dem Druck der Ökonomisierung eine diakonische Sozialstationen nicht mehr leisten kann und bietet Zeit, Gespräch und Begleitung. Ein »Kontaktkreis für Aussiedler« springt ein, weil die diakonische Beratungsstelle schließen muss: Ehrenamtliche helfen, sich im fremden Land zurechtzufinden. Und Eltern-Kind-Gruppen sind auch keine regressive Gegenwelt zum gesellschaftlichen Umbruch. Sie kommen als »Selbsthilfe-Gruppe« nur ohne kirchlich-dotierten Sozialarbeiter aus.

Es wäre ja sehr schön, zu pfarrern wie in Mörikes Idylle.

In überschaubarer Ordnung, mit festen Strukturen und nicht besonders vielen Aufgaben. Es wäre zu schön, sich nur für »Bastes Evlein« und »Hans mit dem Stecken« zuständig zu wissen und ein bisschen predigen und visiteln zu müssen. Doch so erbaulich der Ausblick vom Kirchturm sein mag, Gemeinderealität sieht heute anders als, als dies zu Mörikes Zeit ein alter Turmhahn wahrnehmen konnte. Sie ist vielfältig und flexibel, Menschen-nah und situationsgerecht. Dazu müsste man die Brille des Klischees aber ablegen.

Gemeinderealität sieht anders aus

Eine Anregung dies zu beschreiben, finde ich bei einem ausgesprochen »Parochie-Kritiker«: Frank W. Löwe hatte Zugehörigkeitsformen entdeckt, die in Großstadtgemeinden zur Alternative zur Parochie geworden seien. Menschen nehmen an Gottesdiensten der Gemeinden teil, weil sie sich »konfessionell«, »funktional« oder »personal« angesprochen fühlen, d.h.: Entweder sie

identifizieren sich mit einer bestimmten »Tendenz« der Gemeinde oder sie finden dort ein ihnen gemäßes Angebot oder sie fühlen sich von der Person des Predigers angezogen.⁴ Nun ist der Blickwinkel »Gottesdienst« sicher zu eng, wenn man von »Gemeinde« reden will. Aber die Beobachtungen führen weiter, wenn man die Präferenzmuster der Teilnahme nicht zur Alternative zur Parochie erhebt. Diese Zugehörigkeitsformen finden sich auch und gerade »in der Parochie«: Auch hier kommt niemand zu einem Gottesdienst, zu einer Veranstaltung, zu einer Gruppe, weil er damit seine Zugehörigkeit zu einem Sprengel lebt. Parochiezugehörigkeit ist zweifellos die schwächste Motivation, die zur »Versammlung der Gläubigen« hinführt. Parochiezugehörigkeit ist so etwas wie eine Gemeindegemeinschaft im Potentialis, die erst ihre Realisierung gewinnen muss. Und wenn dies geschieht, dann treten andere Motivierungen hinzu. Die »Prinzipien« Löwes spiegeln m.E. unterschiedliche Motivationen zur Teilnahme wieder:

1. F.W.Löwe nennt es »konfessionelles« Prinzip und meint wohl die Bindung an eine bestimmte Frömmigkeitsform, die eine Gemeinde prägt. In Hinblick auf die Motivation der Mitglieder rede ich lieber von *Identifikation mit der Organisation / Institution*, das ist weiter und geht über Tendenzgemeinden und -gruppen hinaus. Teilnahme hat immer wieder einen bekennenden Charakter: KirchenvorsteherInnen nehmen an KV-Sitzungen teil, weil sie sich gewählt und berufen wissen. In manchen Dörfern ist es üblich, dass einer der Familie sonntags den Gottesdienst besucht »weil man dazugehört.« Und der Besuch eines in bestimmter Weise »konfessionell« geprägten Gottesdienstes kann auch Demonstration der Mitgliedschaft sein – wer in der Diaspora aufgewachsen ist, der kennt diese Teilnahmemotivation schon von seinen Vorfahren.
2. Andere kommen, weil sie ein Angebot für ihr besonders Interesse entdeckt haben: Mütter suchen Eltern-Kind-Gruppen auf, weil sie Gespräch und gegenseitige Beratung erhoffen. Trauernde, die sich von ihrer Trauer nicht lösen können, finden sich im Trauerseminar ein. Und wer für seinen Seelenhaushalt Kunstgenuss braucht, besucht das Kirchenkonzert. *Interesse am spezifischen An-*

gebot« erscheint so als zweiter Teilnahmegrund. Dieses Interesse entspricht F.W. Löwes funktionalem Prinzip.

3. Wieder andere finden sich durch *persönliche Beziehungen* angezogen. Das kann die charismatische Predigerin sein, die »ihre« Personalgemeinde hat. Es sind aber auch Beziehungen der Gemeindeglieder untereinander. Fragt man die Seniorinnen, die sich wöchentlich zum Frauenkreis einfinden, dann werden sie von Freundschaften und Bekanntschaften reden, die sie zu diesem Kreis geführt haben. Und bei der Trauerfeier am Friedhof hat der Pfarrer keineswegs »seine Parochie« zusammen, sondern eine Gemeinde, die sich aufgrund der Verbindung mit dem/der Verstorbenen versammelt. Das »personale Prinzip« muss über die Bindung an den Person eines Hauptamtlichen erweitert werden.

Diese Motivationen schließen sich nicht aus sondern ergänzen sich.

Sie führen außerdem dazu, dass Parochiegrenzen überschritten werden: KV-Mitglieder ziehen um, bleiben aber ihrer »Institution« verbunden. Mütter bringen Freundinnen in die Elternkindgruppe mit, die womöglich einer anderen oder gar keiner Konfession angehören. Und eine Abendveranstaltung zum Thema Kindererziehung bringt Menschen »in die Gemeinde«, die sich sonst an andere Gemeinden halten. Parochie bietet also den Rahmen einer möglichen Gemeindegemeinschaft, die sich erst durch weitere Motivationen konkret wird. In bestimmten Situationen sind diese Beweggründe zur Teilnahme stärker und führen über die Grenzen der Gemeinde hinaus. Im engmaschigen Netz von Gemeinden im Stadtbereich oder Traditionsgebieten kann das gefördert werden: Arbeitsteilung zwischen Gemeinden, Kooperation und Weitervermitteln ist da längst Realität.

Auf diesem Hintergrund zeigt sich die Stärke der Parochie.

Die Parochie bietet eine »voraussetzungslose« Mitgliedschaft. Es gibt eine Zugehörigkeit, die jeder spezifischen Motivation vorausgeht. Das braucht nicht analog zum voraussetzungslosen Geschenk der Gottesgnade gesetzt zu werden, es wäre theologisch überla-

den. Die »voraussetzungslose« Mitgliedschaft in der Parochie ist einfach nur praktisch. Ich muss mich nicht im vorhinein einer Tendenzgemeinde zuordnen, ich brauche nicht mit irgend einem spezifischen Interesse ein bestimmtes Angebot zu erwarten, ich habe es auch nicht nötig, erst bestimmte Menschen kennenzulernen, um dazukommen zu dürfen – es gibt die Parochie. Es gibt eine Gemeinde, die zuerst einmal zuständig ist. Es gibt eine Gemeinde, die werbend auf ihre Mitglieder zugeht und einlädt. Es gibt eine Kirche am Ort, deren Tür offensteht, für den, der neu Kontakt mit Kirche sucht.

So gesehen ist die Parochie kein anachronistisches Strukturprinzip, das den zeitgemäßen Wandel unserer Kirche verhindert, sondern sie hat eine missionarische Chance. Die Verantwortlichen in der Gemeinde können auf die verschiedenen Motivationen der Mitglieder eingehen – flexibel, vielfältig, situationsgerecht und Menschen-nah reagieren.

Es tut gut, wenn eine Gemeinde auf wohlwollende, vertrauenswürdige und klare Beziehungen achtet. Hauptamtliche sind in ihrer Professionalität auf ein entsprechendes Verhalten hin trainiert. Es ist aber auch notwendig, nicht-professionelle Mitarbeitende in dieser Hinsicht zu fördern und zu schulen: In manchen »Außenort« prägt eben das freundliche Auftreten der evangelischen Kirchenvorsteherin aus diesem Ort das Gesicht der »Evangelischen Kirche.« Und manche engagierte Gruppe findet keine Resonanz, weil die Gruppenverantwortlichen kein Vertrauen ausstrahlen.

Es tut gut, wenn die Institution zur Identifikation einlädt. Hier spielt die »Öffentlichkeitsarbeit« eine große Rolle. Eine Gemeinde erobert sich dadurch einen Platz im öffentlichen Bewusstsein. Solche Identifikation fördert auch, wenn eine Gemeinde ihre Entscheidungen situationsgerecht, durchsichtig und nachvollziehbar fällt: Der Kirchenvorstand ist hier einem spezialisierten Hauptamtlichen-Team überlegen. Spezialisten neigen zu spezialisierten Sichtweisen. Gelingt die Kirchenvorstandsarbeit, wo Hauptamtliche und Ehrenamtliche kooperieren, dann leitet keine »Führungselite« sondern eine »Führungsgemeinschaft«, in der unterschiedliche Kenntnisse, Fähigkeiten und Perspektiven zur Geltung kommen.

Es tut gut, wenn Gemeinden ein ziel-

gerichtetes Angebot entfalten – am besten koordiniert mit den Angeboten der Nachbarn. Dabei ist es förderlich, wenn Gemeinden sich nicht auf eine feste Funktion festlegen. »Erwachsenenbildung« mag eine bestimmte Zeitspanne in dieser oder jener Gemeinde wichtig und erfolgreich sein. Aber womöglich bricht die Wohnbevölkerung um, verschiebt sich der Altersschwerpunkt einer Gemeinde oder stellen sich konkrete Herausforderungen im Umfeld, die eine andere Ausrichtung nahelegen. Im Rahmen der Parochie kann Kirche flexibel bleiben, ihr Angebotsspektrum jeweils den Verhältnissen anzupassen. Für solche Chancen ist es freilich hilfreich, wenn der Handlungsrahmen über-

schaubar bleibt. Das ist der gute Sinn der Parochiegrenzen. Sie zementieren keine überkommene Kirchlichkeit, sondern stecken einen Handlungsrahmen. Dass es auch unsinnige Grenzziehungen gibt, weiß jeder, der einmal im Gemeindedienst gearbeitet hat. Aber niemand hindert uns daran, Änderungen in Angriff zu nehmen.

Kirche in der Parochie ist vielfältig und flexibel, Menschen-nah und situationsgerecht. Wer mehr möchte, als ein bisschen zu predigen und visitieren, findet hier Anknüpfungsmöglichkeiten für vielfältige Gemeindegarbeit. Wer sich den Aufgaben im Bereich der Parochie widmet, schaut weiter als der Blick vom Kirchturm reicht. Selbst der alte Turm-

Aufruf des Wahlausschusses

Wahlvorschläge für die Neuwahl des 2. Vorsitzenden

Nachdem der bisherige 2. Vorsitzende des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins, Dr. Hermann Ruttman, zum Leiter des Evangelischen Pfründestiftungsverbandes in München berufen wurde, hat er sein Amt mit Wirkung zum 01. 10. 2005 niedergelegt.

Für die restliche Dauer der Wahlperiode (zwei Jahre) wird die Versammlung der Vertrauenspfarrerinnen und -pfarrer bei ihrer Tagung

am 9. Mai 2006

einen neuen 2. Vorsitzenden/

eine neue 2. Vorsitzende

wählen.

Die Mitglieder des Vereins bitten wir,

Wahlvorschläge

für das Amt des/der 2. Vorsitzenden zu machen.

Vorschläge müssen bis zum

31. Januar 2006 (Datum des Poststempels)

beim Leiter des Wahlausschusses

Dekan Heinz Haag,

Bayreuther Str. 8, 91346 Wiesenttal

E-Mail: heinz-haag@gmx.de

eingegangen sein.

Der endgültige Wahlvorschlag wird im Korrespondenzblatt veröffentlicht.

Auskünfte über den Umfang der Aufgaben, die zum Amt eines bzw. einer 2. Vorsitzenden zählen und die damit verbundenen Entlastungen erteilen Heinz Haag, Tel.: 0 91 96 - 3 27, der 1. Vorsitzende Klaus Weber, Tel.: 0 95 72 - 79 05 00 oder die Hauptvorstandsmitglieder.

Der Wahlausschuss:

Hanns-Martin Krahnert, Rüdtenhausen (KK Ansbach-Würzburg)

Heinrich Thum, Nördlingen-Nähermemmingen (KK Augsburg)

Herwig Dinter, Konradsreuth (KK Bayreuth)

Klaus Bösl, Moosburg (KK München)

Karin Deter, Erlangen (KK Nürnberg)

Dagmar Knecht, Beilngries (KK Regensburg)

Heinz Haag, Wiesenttal (Hauptvorstand)

hahn Mörikes, dem es im Studierzimmer meist still und heimelig genug war, sehnte sich hin und wieder nach draußen, sehnte sich nach einem weiteren Ausguck:

»Im Sommer stünd ich gern da draus
bisweilen auf dem Taubenhaus,
wo dicht dabei der Garten blüht,
man auch ein Stück vom Flecken
sieht...«

Wer weiß, was der Turmhahn da alles an Herausforderungen für seinen Pfarrer entdeckt hätte?

*Dr. Volker Pröbstl,
Pfarrer in Kempten*

Anmerkungen:

1. U. Pohl-Patalong Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt, Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 03, S 128ff;
2. a.a.O., S 22ff
3. a.a.O., S 25
4. F.W.Löwe, Parochie ade?, www.stadtkirchen.org/downloads/oeffentlich/loewe_parochie_ade.doc, vom 02.06.04

der Hans Walter Wolff als junger rheinischer Pfarrer eine sehr aktive Rolle spielte; gemeinsam mit seinem Freund, Studienkollegen und Sohn des »theologischen Planers« der Barmer Synode, Karl Immer, Jr., dem späteren Präses der rheinischen Kirche. Die beiden wurden Schwäger, als Immer die Schwester von Wolffs Frau heiratete, auch eine Halstenbach Tochter.

Wann immer Karl Barth in Barmen weilte, verbrachte er diese Zeit im Hause von Halstenbach. Dort konzipierte er auch den Entwurf für die »Barmer Theologische Erklärung« der Bekennenden Kirche...

Auf der Rückseite des auf Leinwand gemalten Protraits befindet sich in Halstenbachs eigener Handschrift die Widmung »Karl Barth 50 Jahre.«

Heimlich hatte Halstenbach eine Geburtstagsfeier für den Freund in seinem Haus in Barmen geplant und organisiert, an der eine Reihe Mitglieder des inneren Kreises der Bekennenden Kirche teilnahmen und auch Karl Barth selbst – ein Jahr, nachdem er von seinem Bonner Lehrstuhl entfernt worden war und in die Schweiz zurückkehren

Wiederentdeckt: Ein Barth-Bild..

..und sein Maler

»Das könnte Karl Barth sein«, murmelte ich versonnen und auch etwas unsicher, als mein Blick auf das ziemlich dunkel geratene Ölportrait über dem Kamin Sims im Wohnzimmer des Freundes in Belmont, Massachusetts, USA, fiel.

»Das ist Karl Barth«, räumt Professor Dr. Christoph Wolff, der hochangesehene Ordinarius für Musikwissenschaft, Lehrstuhlinhaber an der Harvard Universität im nahen Cambridge (bei Boston), international anerkannter Bachforscher und Autor der großen Monographie »Johann Sebastian Bach« (S. Fischer Verlag; s. »Musiker des Jahrtausends« in DPfBl Nr. 9/2000, S. 509f.) jeden Zweifel aus.

Und das Bild hat (s)eine Geschichte, an die erinnert werden soll:

Der Wuppertaler Industrielle *Willy Halstenbach* (1886-1953) malte dieses Portrait von Karl Barth (1886-1968) als Überraschungsgeschenk für den engen Freund und gleichaltrigen Zeitgenossen zum 50sten Geburtstag. Er gab es dann seinem Schwiegersohn, Hans Walter Wolff (1911-1993), einer von Barths Studenten und später Professor für Altes Testament an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal, den Universitäten Mainz und Heidelberg - und Vater von Christoph Wolff!

Halstenbach war in seiner Zeit ein bekannter und produktiver Landschaftsmaler und Portraitist. Künstlerisch begabt und hauptsächlich beeinflusst von dem holländischen Maler Josef Israel

und Max Liebermann, die er beide persönlich kannte, war und blieb er doch im »Hauptberuf« ein erfolgreicher Geschäftsmann in Wuppertal-Barmen. Er gehörte zu den nicht-theologischen Organisatoren der Barmer Synode (1934), die er auch finanziell großzügig unterstützte und wurde »Schirm- und Schutzherr« der Bekennenden Kirche, in

Bild

mußte.

Im Mozart Gedenkjahr 1956 (200ster Geburtstag) nahm Hans Walter Wolff den damals 16 Jahre alten Sohn Christoph mit zu einem nicht theologischem Festvortrag des da 70-jährigen Karl Barth. Dieser berühmte »Mozart-Vortrag« wurde wenig später publiziert, in Englisch und in viele andere Sprachen übersetzt. Im »Vorwort« befinden sich die wohl auch ironisch gemeinten und mit Augenzwinkern gemachten Bemerkungen über die Musik im Himmel: »Wenn die Engel sich daran machen, den Herrgott zu loben, spielen sie nur Bach. Ich bin allerdings sicher, daß

sie, wenn sie unter sich sind, auch Mozart spielen – und der liebe Gott dann mit großem Wohlgefallen zuhört!« (Gedächtniszitat).

So ist es wohl nicht gänzlich unpassend, wenn das »großväterliche Portrait« von Karl Barth seinen Weg über einen biblischen Forscher und Gelehrten zu einem Bach und Mozart Forscher und Gelehrten gefunden hat, in Amerika hängt – und bewundert wird.

*Otfried O. Arndt, em. Pastor
Glen Burie, USA*

Gibt es heute noch Propheten?

Wetterpropheten, Wirtschaftspropheeten und noch einige andere, die meinen, etwas Besonderes zur Zukunft der Menschheit sagen zu können; deren gibt es genug, vor allem solche, die den gutgläubigen Menschen das Geld aus der Tasche ziehen.

Gibt es aber im Raum der Kirche noch Propheten?

Wie war es denn früher?

Schauen wir dazu ins A.T.:

Vier große und zwölf kleine Propheten stehen im Inhaltsverzeichnis. Dazu berichten die Geschichtsbücher von besonderen Propheten wie Samuel und Nathan, Elia und Elisa, u.a. Was macht sie zu Propheten? Zunächst ihre Berufung. Die ist bei jedem anders, immer eine ganz persönliche Besonderheit. Aber immer ein Ansprechen Gottes. Da gibt es keinen Menschen, der einem anderen das Prophetenamt überträgt. Es kommt direkt von Gott. Und ihre Aufgabe ist auch ganz einfach: Weiter-sagen, was Gott ihnen anvertraut hat, auch auf die Gefahr hin, dass sie sich die Hörer zu Feinden machen. (»Die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind«). Denn Gottes Ruf kann sehr unangenehm klingen. Aber sie haben, wie ihr Name schon sagt, keine andere Aufgabe: prophäteuein = griech., lat. = praedicare, d.h. vor dir her aussprechen. Vor dir her, wie der Marktschreier seinen Bauchladen vor sich herträgt, um alle auf seine Schnürsenkel usw. aufmerksam zu machen. Leider gibt es kein deutsches Wort, so daß das lateinische beibehalten wurde: pre-

digen. (Im Englischen heißt der Pfarrer nach seinem Auftrag »Reverend«.) Schauen wir nun noch genauer in die Bibel!

Da wird berichtet von Prophetenschulen. Elisa kommt eine solche entgegen, um ihn ehrend zu begrüßen. Was können wir uns darunter vorstellen? Da waren vielleicht die Erstgeborenen, die nach dem Gesetz Moses Gott gehören. Für die ihre Eltern keine Ablöse an den Tempel zahlen konnten oder wollten. Priester konnten nur Leviten werden, die anderen wurden erzogen zu Propheten, damit sie auch etwas im Haus Gottes zu tun hatten. Neben den Priestern, die die Opfer darbrachten, blieben sie aber bedeutungslos, weshalb wir auch keine Berichte haben. Später, zur Zeit Jesu, sind es wohl dieselben, die im NT Schriftgelehrte genannt werden. Ihre Bedeutung für die Predigt des Wortes Gottes ist ja im NT sehr deutlich dargestellt: reine Behinderung für das Handeln Gottes – mit der Einbildungskraft der Pharisäer. So weit die Andeutungen, die uns die Bibel gibt. Wie geht es weiter in der jungen Kirche? Hier finden wir auch nicht viel mehr als Andeutungen. Paulus nennt Lehrer und Propheten (auch Prophetinnen!) (Bitte erlasst mir die Sprachschöpfungen der neuen Gleichberechtigungsphase! Paulus hat schon klargestellt, dass vor Gott das Geschlecht bedeutungslos wird: Hier ist kein Mann noch Weib, sondern sie sind allzumal Einer in Christus!) Für Paulus ist wichtig, dass jeder Christ zur Weitergabe (=Prophetie) des Wortes Got-

tes berufen ist, wobei es auch für ihn viele Gestaltungsmöglichkeiten gibt (z.B. Lydia).

Was ist nun in der Geschichte der Kirche daraus geworden?

Es entstand das Amt des Bischofs. Ursprünglich eine Aufgabe, um Unordnung in der Gemeinde zu verhindern, haben ihre Inhaber alle anderen Aufgaben an sich gezogen, (»Pastorenkirche«) bis hin zum Papstamt. Dazu kam, dass aus der verfolgten Kirche durch Konstantin eine Staatskirche wurde. Aus Ordnung wurde Gesetz. Da konnte es dann auch nicht mehr ausbleiben, dass »im Namen Gottes« die schlimmsten Grausamkeiten verübt wurden. Dass die Kirche nicht unterging, verdankt sie nicht ihren Ordnungen und Traditionen. Alle menschlichen Unternehmungen den Bestand der Kirche zu sichern (»Weltkirche«), mussten im Endergebnis ins Gegenteil umschlagen. Auf prophetische Reformversuche folgte regelmäßig der vernichtende Gegenschlag. Im Folgenden die bedeutendsten Marksteine:

Augustin:

Nach ihm erwuchs das »allmächtige« Papsttum, das die Welt regieren wollte

Bonifatius:

Seine Bemühungen der Mission wurden umgemünzt in die kirchliche Herrschaft über ganz Germanien

Franz v. Assisi:

Seine Bemühungen gegen den Reichtum der Kirche wurden ins Getto abgebogen

Bernhard v. Clairraux:

Sein Lieblingsschüler wurde Papst ...

Savonarola:

Seine berechtigten Bußrufe wurden mit brutalsten Intrigen und Grausamkeiten im Feuer des Scheiterhaufens erstickt.

Johannes Huß:

Durch Wortbruch und Anwendung verantwortungsloser Staatsgewalt kam er auf den Scheiterhaufen.

Damit kommen wir nun zu

Martin Luther.

Mit ihm beginnt wirklich eine neue Zeit. Denn »seine« Reformation ist noch nicht zu Ende, wir ringen immer noch um die Reformation. Im Bereich der lutherischen Reformation gibt es die alten Gegenbewegungen in neuen Gewändern. Relativ altmodisch blieb die Gegenreformation Roms. Mit Hilfe staatlicher Gewalt und bössartiger Intrigen hat sie »viel erreicht« (z.B. Ingolstadt, die

nördliche Oberpfalz, Salzburg-Kärnten-Steiermark, um nur drei Beispiele zu nennen).

Etwas neuartiger ist die Gestaltung der Gegenbewegung, die sich in der Aufspaltung deutlich macht. Von fein (Melanchthons *confessio variata*) bis radikal grob (Th. Münzer, Straßburg oder die späteren Abspaltungen) gibt es da viele Nuancen. Eine Art der Gegenbewegung will ich hier besonders anführen und zu deuten versuchen: Die Lähmung aller prophetischen Regungen durch die Gewalt des Rechts.

Luther hatte keine andere Möglichkeit, die sich formierende evangelische Kirche zu ordnen, als seine Freunde und Gönner in den reichsfreien Ständen um Hilfe zu bitten und ihnen die entsprechende Verantwortung zuzumuten. Dass das danebengehen konnte, zeigt das Schicksal der nördlichen Oberpfalz, der Ausbruch der Schmalkaldischen Kriege, des Dreißigjährigen Krieges und manch anderen Geschehens.

Dass die Bindung kirchlichen Rechts an das Staatsrecht bis heute nicht aufgelöst werden kann, wird viel bedauert, scheint aber unabänderlich. Denn dass der Staat zustimmen muss, dass die Kirche in bestimmten Grenzen ihr eigenes Recht setzen darf, ist nur der Beweis dafür.

Ein letztes Beispiel für die Tragik kirchlichen Lebens im Banne des Rechts.

Die geplanten ökumenischen Abendmahlsfeiern in Berlin waren nicht möglich wegen des Kirchenrechts, nicht nur auf römischer Seite.

Damit habe ich ein düsteres Bild der Kirche gezeichnet. Nein, nicht düster, sondern »ganz menschlich«. Kann eine Kirche - oder die ganze eine Kirche - anders aussehen, wenn sie von Menschen gestaltet wird? Bestimmt nicht, vielmehr dürfen wir dankbar sein, dass sie heute noch so aussieht, wie sie ist. Mit diesem Blick aber sehen wir etwas anderes. Dass die Kirche noch so ist wie sie ist, verdankt sie dem Zustand, dass Gott allezeit seine kleinen Propheten in seiner Kirche hatte und hat. Und ab und zu auch mal einen Größeren.

Dazu nochmal als letztes Beispiel: Berlin-Kreuzberg: Es war jemand da, der gläubigen Christen einen Weg gezeigt hat, wie sie über die konfessionellen Grenzen hinweg gemeinsam das Mahl unseres Herrn feiern können; entscheidend dazu ist ja nicht kirchenrechtliche Form und Ritus; sondern »dass Christus

sich uns hingibt in Brot und Wein und in der Gemeinschaft des Glaubens«. Eines muss ich noch klarstellen. Es mag mein bisher Gesagtes so aussehen, als wäre Prophetie das Einzige, das Kirche bauen kann. Weitgefehlt! Es wäre nicht die Hälfte! Klar: Prophetie als »das Wirken des Wort Gottes durch den Mund Berufener« bleibt Grundlage des Gemeindelebens. Doch wollte man hier Grenzen setzen, so wären sie viel zu eng: Gottes Wirken hat keine menschlich erkennbaren Grenzen? Er kann durch den Mund kleiner Kinder (»tolle, lege« bei Augustin) wie durch das Lallen eines geistig Behinderten, erst recht durch das wissenschaftlich-theologisch geschulte Reden ohne Glauben sein Werk treiben, wie es Paulus ausdrückt: Es ist mir gleich, ob sie predigen als Vorwand oder aus Bosheit, die Hauptsache ist, dass das Wort verkündet wird! Freuen wir uns, dass wir spüren dürfen: In dieser Kirche, so, wie sie nun einmal ist, treibt Gott sein Werk!

Gott sei Lob und Dank!

*Heimfried Heller,
Pfarrer i.R., Illertissen*

Aussprache

Armer NN

zu: *Pastoralkolleg, Programm für das Jahr 2006*

Da scheinen ja ein paar Hartnäckige am Werk zu sein, dass sie unbedingt einen Pater Dr. SJ interviewen wollen, wohl-gemerkt nach Berlin und Großhabersdorf. Oh, Ehrgefühl, hülle dich in Mystik! Und der arme N.N. wird vor vollendete Tatsachen gestellt...

*Berta Winter,
Nürnberg*

Popanz

zu: *Achtung! Die »Kirche von oben« ist da! in Nr. 10/05*

Pfarrer Bauer beschwert sich über vermeintliche Übergriffe der »Mittleren Ebene« in die Rechte der Kirchengemeinde. Dabei gibt er das Verfahren zur Landesstellenplanung halbwegs richtig wieder: auch im Dekanatsbezirk Bayreuth wurden vor Verabschiedung des Verteilungsbeschlusses durch den Dekanatsausschuss die betroffenen Kirchengemeinden gehört, wie es die Dekanatsbezirksordnung in § 26, Abs. 3b vorsieht. In diesem Verteilungsbeschluss ist festgelegt, dass mit der Pfarrstelle Gesees (0,75) die 0,25-RE-Stelle für die Betreuung des Seniorenheimes in Glashütten verbunden ist (dieses hat 85, nicht 100 Plätze wie Pfarrer Bauer schreibt). Entsprechend diesem Beschluss wurde die Pfarrstelle Gesees auch ausgeschrieben und zum 1. 9. 2005 besetzt.

Der Dekanatsausschuss hat diesen Verteilungsbeschluss keinesfalls verändert. Der neue Stelleninhaber von Gesees hat auf seiner bisherigen Stelle ein anderes Alten- und Pflegeheim, nämlich das Mühlhofer-Stift in Bayreuth mit knapp 150 Plätzen betreut. Da seine bisherige Stelle in der Friedenskirche noch nicht wiederbesetzt ist, und außerdem eine halbe Diakonenstelle, die der Friedenskirche nach dem neuen Stellenplan zu stellt, noch nicht besetzt werden konnte, habe ich darum gebeten, dass er die Betreuung des MühlhoferStiftes beibehält. Es handelt sich also um eine reine Vakanzvertretung. Dies so zu regeln, fiel mir umso leichter, als bisher von Pfarrer Bauer und Mitgliedern des dortigen Kirchenvorstandes signalisiert wurde, dass der Bedarf an Entlastung in Glashütten nicht so dringend sei, zumal am Altenheim dort ein ehrenamtlicher Besuchsdienst tätig ist. Wenn die Vakanz an der Friedenskirche beendet sein wird, dann kann die Aufgabenverteilung wie im Feststellungsbeschluss des Dekanatsausschusses beschlossen und in der Ausschreibung dargelegt, umgesetzt werden.

Diesen Sachverhalt habe ich Pfarrer Bauer im Juli und August schriftlich mitgeteilt. Mich wundert, dass er solch einen Popanz aufbaut, der hauptsächlich auf Falschinformation oder Missverständnis beruht. Die ekklesiologische Diskussion dagegen, dass die Kirchengemeinde bei aller Bedeutung und Wertschätzung nach neutestamentlichem und lutherischem Verständnis

nicht die einzige Ebene sein kann, die für sich beanspruchen kann, Kirche zu sein, führe ich gern.

Hans Peetz,
Dekan in Bayreuth

Bericht

Vom Hilfsarbeiter zum Doktor der Diakonie?

Fachtagung in Rummelsberg

Die Fachtagung beschäftigte sich mit Berufsbild und Ausbildung von Diakonen und Diakoninnen.

Sie waren hoch motiviert, aber schlecht ausgebildet.

Voller Idealismus, doch ihr Einkommen reichte kaum zum Überleben. Nur einer von ihnen hatte akademische Weihen: der Pfarrer und Rektor ihrer Gemeinschaft. Das waren die Anfänge der Rummelsberger Bruderschaft vor 100 Jahren. Heute zeigt sich ein völlig anderes Bild: Diakoninnen und Diakone haben eine staatlich anerkannte Ausbildung in einem sozialen Fachberuf, etwa ein Drittel der Jüngeren ein Studium an der Fachhochschule. Künftig werden sie, wenn sie die Voraussetzungen dafür mitbringen, auch an Universitäten Pädagogik oder Sozial-Betriebswirtschaft studieren können.

Im vergangenen Jahrhundert haben sich Qualifikation und Berufsbild von Diakonen und Diakoninnen Schritt für Schritt verbessert. Aus angelernten Hilfskräften sind Fachleute mit fundierter Ausbildung geworden. Mit ihrer Professionalität und Identität hat sich zum ersten Mal eine wissenschaftliche Fachtagung beschäftigt. Mehr als 100 Männer und Frauen aus ganz Deutschland – Einzelne auch aus Österreich und Dänemark – kamen ins bayerische Rummelsberg, um über Berufsbild und Ausbildung von Diakonen und Diakoninnen

nachzudenken.

Diakonie in der Bibel: nicht nur Gnade, sondern Recht

Die Teilnehmenden beschäftigten sich mit biblischen Grundlagen und fragten nach deren Bedeutung für den Berufsalltag. Der Neutestamentler *Folker Siegert* (Münster) hob die Zusammengehörigkeit von Wort und Tat im biblischen Diakoniebegriff hervor. In der Konsequenz sieht er zum Beispiel seelsorgerliche und palliative Sterbebegleitung als ein Qualitätsmerkmal diakonischer Pflegeeinrichtungen, das auch öffentlich herausgestrichen werden sollte.

Hans Jürgen Benedict von der Fachhochschule des Rauhen Hauses (Hamburg) war sich mit Siegert einig, dass diakonische Hilfeleistung von ihren alt- (und neu-) testamentlichen Ursprüngen her nicht als Wohltätigkeit zu begründen ist – die man tun, aber auch lassen könne. Sie wurzelt vielmehr in Gottes Gnade, die dem Bedürftigen einen Rechtsanspruch auf Hilfe einräumt. In Zeiten einer »Sozialpolitik nach Kassenlage« eine durchaus provozierende Botschaft für die Kirchen wie für staatliche Kostenträger!

Diakone und Diakoninnen und der Diakonat brauchen einen klaren kirchlichen Status

Hochkarätige Vorträge und engagierte Arbeitsgruppen diskutierten Probleme, skizzierten aber auch Perspektiven für die Zukunft. Deutlich wurde dabei, dass Diakone und Diakoninnen derzeit zwischen vielen Stühlen sitzen. Für sie gilt es den Spagat zu bewältigen zwischen Kirche und Diakonie, zwischen Wirtschaftlichkeit, Fachlichkeit und Theologie, zwischen Klienten und Einrichtungsträgern. Diakon *Rainer Merz*, Dozent an der Evangelischen Fachhochschule Ludwigsburg-Reutlingen, entfaltete von diesen verschiedenen Erwartungen her »Paradoxien professionellen diakonischen Handelns«. Seine Analyse: Diese Widersprüchlichkeiten und Problemstellungen »gehen vor allem auf Regelungs- und Ordnungsdefizite der evangelischen Kirche/n zurück und sind weder über Ausbildungskonzepte noch über Ausbildungsinhalte zu lösen.« Vertreter und Vertreterinnen von Landeskirchen und diakonischen Trägern versuchten in der anschließenden Podiumsdiskussion, den beruflichen Status von Diakoninnen und Diakonen zu klären. Die Personal- und Ausbildungs-

dezernentin der bayerischen Landeskirche, *Dr. Dorothea Greiner* (München), hob die starke Position der Rummelsberger Brüder und Diakoninnen in der Landeskirche hervor. Die Landeskirche stelle ihnen ein festes Stellenkontingent zur Verfügung und gewähre die Sicherheit eines kirchlichen Beamtenverhältnisses.

Eberhard Schwarz, Landespfarrer für Diakonie in Kurhessen-Waldeck (Kassel), entwickelte die Vision von gemischt-professionellen Gemeindeteams; Diakoninnen und Diakone hätten darin ihre ganz spezifische Stellung – »auf gleicher Augenhöhe« mit Pfarrerinnen und Pfarrern.

Heinz Gerstlauer, Pfarrer und Diakonie-Manager aus Stuttgart, siedelte das besondere Profil der Berufsgruppe gerade auf dem Schnittpunkt von Diakonie und Kirche an. Diakoninnen und Diakone könnten und sollten das Profil von Trägern und Einrichtungen prägen. Vielen teilnehmenden Diakoninnen und Diakonen waren diese Ortsbestimmungen noch zu wenig konkret und fundiert. Einer forderte – gerade angesichts der vielen Theologien auf dem Podium – die eigene »Definitionshoheit« der Berufsgruppe über ihren Status. Andere stellten den Anspruch, den Diakonat als Teil des kirchlichen Amtes endlich theologisch verbindlich anzuerkennen und auch in kirchlichen Verfassungen und Gesetzen zu verankern. Diakonin *Marlis Seedorff* (Bethel, Bielefeld), die Vorstandsvorsitzende des Verbandes der Diakonen- und Diakoninnengemeinschaften in Deutschland (VEDD), sieht Diakoninnen und Diakone in einer konstruktiven Brückenfunktion als »Identitätsträger und Identitätsträgerinnen einer diakonischen Kirche.« Dazu benötigen sie heute »Sprach- und Handlungskompetenzen, die auf die Bedürfnisse einer zunehmend säkularen (und multireligiösen/-kulturellen) Lebenswirklichkeit eingehen, ohne dabei christliche Werte zu vernachlässigen.«

Eine klare und eindeutige Ortsbestimmung für die Berufsgruppe wird auf dieser Linie zu finden sein. Schwierig – und mit manchen Paradoxien behaftet – bleibt freilich die Spagat-Position zwischen den Institutionen von verfasster Kirche und Diakonie und die weiterhin unklare Stellung im Amtsverständnis der evangelischen Kirchen.

Der »Transit-Diakon«: Strittiges Ausbildungsniveau und bedeutsame Personalentwicklung

Wie und auf welchem Niveau sollen Diakoninnen und Diakone ausgebildet werden? Über die Bedeutung der europaweit verbindlichen »konsekutiven« Studiengänge (Bachelor – Master – Promotion) für die Ausbildungsstätten gab es eine sehr kontroverse Debatte zwischen *Günter Wasserberg* (EKD-Referent für Ausbildungsfragen), *Ronald Mönch* (Hochschule Bremen und German-Jordanian University Amman) und zwei Verantwortlichen für Diakonenausbildungen, *Thomas Zippert* (Schwalmstadt, Nordhessen) und *Christian Rose* (Ludwigsburg, Württemberg).

Die Kernfragen dabei: Wie kann die »doppelte Qualifikation« der Berufsgruppe kompatibel werden mit dem 1999 in Bologna vereinbarten System der gestuften Studiengänge? Und: Müssen alle Diakoninnen und Diakone einen (Fach-) Hochschulabschluss haben? Brauchen wir sie also künftig nur noch als »Häuptlinge« in Kirche und Diakonie – werden die »Indianer«, Brüder zum Beispiel im Gruppendienst einer Behinderteneinrichtung oder Schwestern am Krankenbett, »zu teuer« und darum überflüssig?

Die Fragen blieben umstritten. Die gastgebenden Rummelsberger und die bayerische Landeskirche zum Beispiel halten daran fest, dass man auch mit einem Mittleren Schulabschluss in die Diakonenausbildung eintreten kann. Das Bild von der »Sauce bolognese«, mit dem Diakon *Carl Christan Klein*, Geschäftsführer des VEDD, die Diskussion eröffnet hatte, traf durchaus die Vielfalt der Aspekte und Positionen.

Hans-Stephan Haas, Direktor der Diakonischen Akademie in Berlin, nahm eindeutig Stellung für eine Ansiedlung der Ausbildung auf Fachhochschulniveau. So werde sich am ehesten eine »Anschlussfähigkeit des Berufes« an den allgemeinen Trend zur Deprofessionalisierung in der Diakonie sicherstellen lassen, die »eine hohe Durchlässigkeit und Praxisrelevanz branchenspezifisch« erfordere. Seine Zielvorstellung von einem Diakon ist also der »Häuptling«, der nicht-professionelle Kräfte zu ihrer Beschäftigung anleitet, für Kalkulation und Organisation zuständig ist.

Darüber hinaus führte Haas die Vorstellung eines »Transit-Diakons« in die Debatte ein. Damit bezog er sich auf die

Bereitschaft und Fähigkeit von Diakoninnen und Diakonen zum Wechsel von Berufsfeldern. Er plädierte dafür, das uneingeschränkt positiv zu bewerten: »Die lernende Gesellschaft bedarf transitfähiger Berufsidentitäten mit veränderbaren Professionalitäten.«

Das griffige Bild vom Transit lenkte das Gespräch auf einen Aspekt des beruflichen Profils, der in den Diskussionen von diakonischen Trägern und verfasster Kirche, aber auch im VEDD bisher relativ wenig vorkam: die Bedeutung von Weiterbildung und Personalentwicklung.

Eine Arbeitsgruppe erklärte diesen Bereich zu einer zentralen Zukunftsaufgabe der diakonischen Gemeinschaften in Deutschland: Diakoninnen und Diakone – vor allem in der Mitte ihres Berufslebens – in ihrem Übergang zu neuen Aufgabenfeldern zu fördern, sie bei Fort- und Weiterbildung zu beraten und zu unterstützen. Der VEDD als Verband der Gemeinschaften solle dazu gemeinsame Standards für Fort- und Weiterbildung entwickeln.

Selbstbewusst für eine diakonische Kirche und eine kirchliche Diakonie

Ein Fazit der Tagung: Die Berufsgruppe von Diakoninnen und Diakonen steht selbstbewusst zu ihrer Brückenfunktion zwischen verfasster Kirche und Diakonie. Professor Haas machte die bleibende »Attraktivität des DiakonInnenberufs« vor allem an der »spirituellen Beheimatung« in diakonischen Gemeinschaften fest, die einer heute neu aufkommenden Gemeinschaftssehnsucht entgegenkomme.

Karl Heinz Bierlein, Vorstandsvorsitzender und Rektor der Rummelsberger, sieht gerade die Spannung zwischen der Aufgabe als Anwalt Bedürftiger und der als Dienstleister als große Chance für Diakoninnen und Diakone: »In Zeiten zunehmender Unterfinanzierung und Deprofessionalisierung sind sie Brückenbauer zwischen hauptamtlichen und ehrenamtlichen Strukturen.« Durch ihre theologische und fachliche Ausbildung seien sie außerdem in der Lage, »der ›Selbstsäkularisierung‹ ebenso entgegenzutreten wie dem Rückzug von Kirche auf rein religiöse Räume.«

Ein weiteres Ergebnis der Tagung: Die Berufsgruppe ist durch die Professionalisierung, die der soziale Bereich seit den sechziger Jahren erfahren hat, gestärkt worden und stellt sich den heutigen Herausforderungen von Ökonomi-

sierung und Sparzwängen. Wenn die Räume enger werden für Kirche und Diakonie – und zwischen deren Institutionen –, werden ihre Brückenfunktion und ihr »Transit« immer wichtiger. Nicht wenige Diakoninnen und Diakone werden künftig auf ihrem Berufsweg einen »Master«-Abschluss erlangen, einige auch zum Doktor der Pädagogik oder Sozialwirtschaft promovieren. Die Berufsgruppe bleibt in Bewegung und geht mutig auf neue Aufgaben zu.

Die Veranstalter der Tagung zeigten sich sehr zufrieden – sowohl mit der Beteiligung als auch mit den Debatten und Ergebnissen. Der VEDD, die Konferenz der Ausbildungsleiter und Ausbildungsleiterinnen der Diakonenausbildungsstätten (KAL) und das Diakoniewissenschaftliche Institut der Universität Heidelberg (DWI) werden auch künftig kooperieren und in zwei oder drei Jahren eventuell eine Anschluss-Tagung organisieren.

*Ulrich Schindler
Klaus Leder,
Rummelsberg*

Bücher

Richard Riess (Hg.), In einem Wort, Bekannte Autoren über Texte, die ihr Leben begleiten, München 2004, ISBN 3-532-62318-8

Ob Worte tragen können in einer Zeit, in der man sich fragt, was überhaupt noch trägt – der Herausgeber stellt die Frage in seiner Einleitung selbst. Diese Einleitung ist geprägt von der Neugier auf solche Worte und Antworten auf die Frage. Am Ende des Buches, nach Lektüre seiner vielfältigen Texte, ausgelegt manchmal, manchmal paraphrasiert oder in den eigenen Lebenslauf eingeordnet, manchmal den LeserInnen ans Herz gelegt, wie es Schalom Ben-Chorin mit einem bekannten Buber-Wort tut, steht jedenfalls meine Antwort fest: Diese Worte tragen, jedenfalls mich, tragen jedenfalls Men-

schen, die mit Texten leben. Das mögen nicht mehr so viele Menschen wie früher sein, jedenfalls, wenn es um gelesene Texte geht. Der Erfolg der Hörbücher führt in Zeiten, in denen die Kunst des Lesens ebenso ein Vorrecht Privilegierter war wie das, Bücher vorgelesen zu bekommen. Er zeigt, wie Texte lebendig werden und sagen können, was Menschen einander und was sie sich selbst nicht sagen (können).

Die professionelle AuslegerIn von (Bibel)Texten kann in diesem Buch Ermutigung finden: wer Texte zum Sprechen bringt, sie mit dem eigenen oder den Leben von Menschen heute in Beziehung setzt, findet auch Ohren, die hören. Dazu freilich muss man den Texten so trauen, wie es die Verfasserinnen des Buches vorführen – wer sie nur aus der geschichtlichen Distanz und alles besser wissend betrachtet, hat ihre Chance vertan. So ist dieses Buch nicht nur ein geistreiches Geschenk für (lesende) Menschen, sondern auch ein Lesebuch für PredigerInnen – nicht um es vorzulesen, sondern um sich anregen zu lassen.

Ihre Texte präsentieren neben dem oben Genannten z.B. Hanns Dieter Hüsch, Dorothee Sölle, Maria Jepsen, Rudolf Otto Wiemer, Theo Sommer – ein bunter Kreis von Menschen mit sehr unterschiedlichen Lebensbezügen. Und was sind das für Texte? Bunt gemischt – Bibeltex-te, Gedichte, Matthias Claudius und Plato (Hartmut von Hentig ver-rät viel über sein Lebensmotiv mit einem langen Ausschnitt aus der Apologie des Sokrates), Vergil und Goethe. Hervorzuheben sind noch die liebevoll ausgesuchten Bilder, passend zu den Kapiteln des Buches. Lesenswert – als Geschenk für Weihnachten sehr geeig-net!

Martin Ost

Roland Gertz, *Die Gemeindebriefwerkstatt, 15 Schritte zu einem professionellen Produkt, München 2005, ISBN 3-532-62328-5*

Dieses Buch ist ein Nebenprodukt, besser wohl: die Auswertung des Gemeindebriefwettbewerbs unserer Landeskirche. Kundige erkennen in den (wenigen) Abbildungen prämierte Gemeindebriefe wieder. Was ist dabei herausgekommen?

Zuerst: ein gutes Buch, wenn man seinen Gemeindebrief neu gestalten, einen neuen Gemeindebrief machen oder auch nur den eigenen Gemeindebrief

prüfen will. Kurz und knapp werden die Schritte beschrieben, die man gehen muss, um ein eigenes Konzept zu entwickeln.

Man kann mit seiner Hilfe auch in derartigen Fragen ungeübte Menschen zum Hinsehen und Nachdenken anleiten: ein Team, ein Kirchenvorstand usw. könnte so im Blick auf den eigenen Gemeindebrief handlungs- urteilsfähig werden.

Man muß es nicht von A bis Z lesen, kann gezielt suchen, kapitelweise lesen. Vor allem die Vorüberlegungen empfehle ich: für wen wird geschrieben, wie oft und in welchem Format soll er erscheinen usw.: Fragen, die sich scheinbar selbst beantworten oder deren Antworten sich aus Sachzwängen ergeben. Meiner Erfahrung nach scheitern nicht wenige Gemeindebriefe, weil sie diese Frage nicht gestellt und nicht wirklich ehrlich beantwortet haben bzw. weil in den entscheidenden Sitzungen nur Insider anwesend waren.

Ansonsten: Dieses Buch ist weder neu noch einmalig – es gibt viele ähnliche Ratgeber. Wie anderswo auch geben sich manche Ratschläge objektiver als sie sind: Schriftarten und –formate sind mode- und zeitabhängig. Nicht verhandelt wird auch die Frage, wie ein unserer Kirche angemessenes Produkt aussehen könnte: es kommt nicht in allen Gemeinden gut an, einen durchgestylten Gemeindebrief zu drucken, wenn man gleichzeitig ständig um Geld für andere Projekte betteln muss... Möglicherweise ist die Titelseite dieses Ratgebers genau aus diesem Grund ein Beispiel dafür geworden, wie man Titelseiten *nicht* machen sollte, nämlich langweilig (oder nennt man das jetzt »postmodern«?). Im Buch lesen wir dazu: »An der Titelseite hängt es, zur Titelseite drängt es: Die Titelseite ist in allen Publikationen die wichtigste Seite. Hier entscheidet es sich, ob ein Leser oder eine Leserin die Zeitschrift wirklich in die Hand nimmt. Natürlich gibt es auch Leserinnen und Leser, die grundsätzlich alles lesen – aber auch die freuen sich, wenn die Titelseite einladend gestaltet ist.« (S. 41) Ich hätte mich auch gefreut...

Schade finde ich, dass auch in diesem Buch nicht unterschieden wird zwischen den Möglichkeiten eines Produkts mit 200–300 Stck. Auflage und anderen, die auf über tausend oder mehr kommen (Verwendung von Farben, Bildern usw.). Ein Reaktionsteam mit »zwei bis sieben weitere(n) Personen« ist nicht

überall denkbar. Ja, es wird immer wieder auch von den kleineren Projekten geredet – »professionell« in der Bewertung des Verfassers sind am Ende aber immer wieder nur die Großen – entsprechend dem Gemeindebrief-Wettbewerb, bei dem man zwar verschiedene »Klassen« unterschieden hat bei der Betrachtung der Produkte, bei der Prämierung aber nur die Großen bedacht hat – nur sie sind halt so, wie es sich die Profis wünschen. Ermutigend ist das nicht...

Aber – wie gesagt – das ist kein Einwand dagegen, das Buch zu lesen. Die anderen Fragen müssen wir wohl selbst be- und verantworten...

Martin Ost

Rudolf Landau (Hrg.), *Manfred Seitz, Theologie für die Kirche, Beiträge zum christlichen Glauben, Leben und Handeln, Suttgart 2003, ISBN 3-7668-3846-6*

Der Band ist eine Gabe zum 75. Geburtstag des Autors, keine Festschrift im üblichen Sinn, sondern eine Zusammenstellung sehr unterschiedlicher Texte: Vorträge, kurze Gedanken (teilweise bisher nicht veröffentlicht), Reden und Predigten unter den großen Überschriften »Lehre und Zuspruch« – »Unterscheidung und Entscheidung«, »Ethik und Weisung« und »Hoffnung und Tröstung.«

Was die unterschiedlichen Beiträge verbindet und die Arbeit von Manfred Seitz kennzeichnet, gibt der Titel treffend wieder: Hier spricht ein Theologe, der sich als Mann der Kirche versteht. Er verleugnet seine Prägung im evangelisch-ländlichen Franken auch in diesen Schriften nicht (wenn er spricht, kann er es sowieso nicht!): das gibt seinen Gedanken Bodenhaftung und Bodenständigkeit. Es wird wohl so sein, dass manche darin auch eine unangemessene Beschränktheit sehen – bei diesen Artikeln aber muss man nicht mühsam nach dem Leben suchen, für das sie geschrieben sind. Man weiß, woher der Verfasser kommt und für wen er redet; da mag man manchmal nicht seiner Meinung sein – man kann sich aber eine solche bilden, ohne erst einmal die papierne Sprache einer angeblichen Wissenschaft mit Leben erfüllen zu müssen.

Ich habe mich besonders mit seinen Überlegungen zum Abendmahl bemüht: Die Auseinandersetzung um das »Feierabendmahl« ist als Hintergrund deut-

lich spürbar. Auch, wer sich daran nicht mehr erinnert, wird die Überlegungen mit Gewinn lesen – und zwar mit einem Gewinn an liturgischer Kenntnis, der ihn fähig machen sollte, bewusst auch mit der Abendmahlsfeier und ihrer Gestaltung umzugehen. Gewissermaßen die »Software« für die »Handreichung«, die wir kürzlich aus dem Gottesdienstinstitut bekommen haben. Es wäre schon gut, bei der Feier des Abendmahls wieder eine gemeinsame Basis zu gewinnen, auch, damit dessen ökumenische Weite bewusst und nicht nur behauptet bleibt.

Martin Ost

Andreas Richter-Böhne, Ute Böhne, Konflikt in Managua Geschichte einer Nord-Süd-Partnerschaft, Tübingen 2005, ISBN 3-929128-41-1, zu beziehen über TVT – Medienverlag Tel.: 07071/36 93 36, Fax: 36 00 79 oder bei den Verfassern Kirchstr.12, 91 244 Reichenschwand

»Geschichte« im historischen Sinn schreibt dieses Buch nicht – es geht um einen Konflikt in der Kirche Nacaraguas, um Spaltung in einer jungen Kirche,

gegründet von Flüchtlingen aus dem Nachbarland von einer charismatischen Frau, um die diese junge Kirche sich scharte und die vielleicht inzwischen in eine ungute Abhängigkeit von einer Matriarchin geraten ist, die Gelder und Gunst ebenso verteilt wie den Status einer Gemeinde, von deren Wohlwollen vielleicht auch abhängt, ob Pfarrer ordiniert werden oder im Status der Prädikanten bleiben. Die Geschichte ist weder neu noch einmalig – man kann Konflikte in den Gemeinden des Paulus wohl ähnlich lesen, ebenso viele Gemeinde- und Kirchenspaltungen im Lauf der Jahrhunderte.

Die besondere Brisanz dieses Konfliktes liegt in der Frage, wie sich die Nürnberger und die bayerische Landeskirche als Partner der Nicaraguanischen Kirche verhalten sollen: Darf man sich einmischen und wenn ja, wie? Kann, soll, muss man die offizielle Kirche stützen (die immerhin Mitglied im LWB ist), kann eine örtliche Partnerschaftsgruppe den Spagat zwischen beiden Gruppen aushalten, muss die ELKB sich »staatstragend« zeigen? Der Konflikt ist so heiß, dass der »Erlanger Verlang für

Mission und Ökumene« dieses Buch nicht verlegen mochte. Das ist schade, weil Richter-Böhne zwar deutlich Position bezieht, die Frage des Umgangs mit einem derartigen Konflikt aber sehr grundsätzlich – und deswegen auf ähnliche Fragen anderer Nord-Süd-Partnerschaften übertragbar – behandelt. Dürfen wir – nach einer jahrhundertelangen Geschichte der Bevormundung des Südens durch den Norden – jetzt Stellung beziehen und versuchen, zu schlichten? Darf die Partnerkirche jene Geschichte als Waffe nehmen und sich Einmischung verbitten, um anschließend ungestört mit den Aufmüpfigen umgehen zu können wie es beliebt?

Ich denke, die Fragen sind der Diskussion wert und es spielt auch keine Rolle dabei, ob Richter-Böhnes Sicht der Konfliktlage einseitig ist oder nicht, weswegen eine kirchenamtliche Gegenüberstellung an den Fragen nichts ändert, bestenfalls die offizielle Haltung verständlich macht.

Dass die Kirchenpräsidentin nicht einmal in einem Bild auftaucht, zeigt die Verletztheit der Verfasser und ihre Parteinahme für die Gegenseite – wer aber

Liebe Leserin, lieber Leser!

Es ist eine ganze Menge, was Eine und Einer lernen müssen, wenn sie Pfarrer werden wollen. Da wird es keinen Bachelor geben, das steht (ziemlich sicher) fest. Wenn man dann noch aufschreibt, was einer/eine für Menschen sein müssen, um Pfarrerin oder Pfarrer zu sein, fragt manche/r »Altgediente«, wie er es je hat wagen können, diesen Beruf zu ergreifen...

Eine ganze Menge und doch nicht genug. Fortbildungen werden zuhauf angeboten, manche seit langem, viele aber erst in den letzten Jahren, vor allem auf dem Gebiet der Leitung, Konfliktbewältigung und Mitarbeitendenbegleitung. Waren unsere Vorgänger umfassender gebildet, haben sich selbst alles beigebracht, was sie brauchten oder waren die Erwartungen der »Kundschaft« nicht so groß? Von jedem etwas, wahrscheinlich. Heute jedenfalls haben wir ein Maß an Professionalisierung, wie man es früher nicht kannte. Nicht ohne Grund: Es wäre und es war wohl wirklich etwas naiv, anzunehmen, dass jeder und jede z.B. »Führung« lernt, wie wir Eltern Erziehung

gelernt haben: durchs Abschauen von den eigenen Eltern und den Entschluß, es genau so oder ganz anders zu machen.

Und doch ist mir nicht ganz wohl dabei – nicht nur, weil der Besuch der Fortbildung die Hoffnung auf einen entsprechenden Einsatz weckt, die nicht immer erfüllt werden kann. Auch deswegen, weil man sich als gewöhnliche/r Gemeindepfarrer/in an viele Themen gar nicht mehr wagt, für die man sich nicht kompetent fühlt: man holt den Fachmann, die Fachfrau und wundert sich, dass die kaum in der Lage sind, der Gemeindesituation angemessen zu reden. Ein Nebeneffekt, scheint mir, ist der Tod der letzten GeneralistInnen in unserer Kirche: der Gemeindepfarrerinnen. Vor allem, wenn sie allein in einer Gemeinde sind, müssen sie (fast) alles können und können doch nichts richtig (sagen die Profis für das jeweilige Fachgebiet). Ob wir uns da wirklich einen Dienst tun? Entdecken wir im Gesundheitswesen nicht gerade wieder den guten alten Hausarzt, der vielleicht nicht alles wußte, aber die Menschen im Haus kannte,

manche von Geburt an? Der konnte manches sagen, was zur Heilung beitrug, wußte manche Krankheit noch anders zu erklären als durch all die Ergebnisse der Screenings.

Der Tod der GeneralistInnen: Vielleicht erklärt sich daraus, dass man das Gemeindepfarramt nicht zu lange ausüben sollte, wenn man weiter kommen will? Und, dass man als GemeindepfarrerIn eigentlich nichts werden kann (höchstens noch Dekan...), weil man für alles andere ausgebildet sein muß?

Konsequent zu Ende gedacht müßten irgendwann die Ausbildungen zum Pfarrberuf sich von Anfang an unterscheiden: ein gemeinsames Grundstudium und dann differenziert nach Laufbahn und Fachgebiet (es muß ja nicht speziell eine Laufbahn für die höheren Weihen sein...).

Ob das unserer Kirche freilich gut täte, ist die Frage. Es ist die Frage, ob es ihr gut tut – und dann auch, wieviel Professionalität sie sich leisten kann...

Meint Ihr

Martin Ost

zu einer anderen Art der Auseinandersetzung will, darf seinen Gegner nicht unsichtbar machen wollen. Im Text freilich kommt sie vor, hier werden auch ihre Motive erörtert und dies geschieht nicht ohne Verständnis: nicht aus unserer Sicht, aus der Situation und den Gepflogenheiten des Landes heraus wird ihr Tun erklärt – und das ist wieder vorbildlich, scheint mir.

Martin Ost

Thomas Jakobowski, Martin Schuck (Hrsg.), *Arbeiten im Weinberg des Herrn, Festschrift zum 100jährigen Jubiläum des Vereins Pfälzischer Pfarrerrinnen und Pfarrer, Speyer 1999*

»Amt und Kirche zwischen Gestern und Morgen«: Der Untertitel sagt, warum es sich auch für bayerische Pfarrerrinnen und Pfarrer lohnt, das Buch zu lesen: Die Autorinnen und Autoren setzen sich mit Fragen auseinander, wie sie auch in Bayern diskutiert werden und/oder wurden: ob und um welchen Preis Managementmethoden aus der Wirtschaft auf die Kirche übertragen werden können, wie es zur Frauenordination kam (auch in der Pfalz ein steiniger Weg). Die Überlegungen zu »Pfarramt und Berufsbeamtentum« sind für die Diskussion um die Stellung des Pfarr - Amtes wichtig, wie sie, sei es aus Gründen des Sparens, sei es wegen einer neuen Personalführung, auf uns zukommen. Die Berichte aus den Anfangsjahren des Pfälzischen Vereins zeigen, warum in diesen Zeiten und auch, warum gerade heute die starke Pfarrervertretung wichtig ist.

Konflikte nach innen wie außen werden nicht verschwiegen – auch darin läßt sich über den Einzelfall hinaus Typisches erkennen. Hier sind die Verbindungen nach Bayern deutlich (heute sind sie freilich nicht mehr stark genug, daß sie Autor/innen noch wüßten, warum es nicht »bayerisch« sondern baye-risch heißt..) – ebenso auch, wie anders das Mit- und Gegeneinander zwischen Pfarrerschaft und Kirchenleitung in der Pfalz ist. Zu Diskussionen anregen könnten die Überlegungen von Martin Schuck, der die pfälzische Union als ökumenische Zielvorstellung zur Diskussion stellt. Er setzt sich von römischen Vorstellungen der Einheit ebenso ab wie von Überlegungen der »einen« EKD und sieht eine Alternative im pfälzischen Modell. Ich würde darüber gerne mit ihm wie mit Ihnen diskutieren!

Martin Ost

Wahlausschuss

gewählt bei der Herbsttagung am 10.10.2005

Kirchenkreis Ansbach-Würzburg

Pfarrer Hanns-Martin Krahnert, Tel.: 0 93 83 - 3 45
Kirchplatz 2, 97 355 Ruedenhausen Pfarramt.Ruedenhausen@freenet.de

Stellvertreterin:

Pfarrerin Barbara Müller, Tel.: 0 98 69 - 2 47
Hauptstr. 25, 91 610 Insingon pfarramt.insingon@t-online.de

Kirchenkreis Augsburg

Pfarrer Heinrich Thum, Tel.: 0 90 81 - 94 17
Riesstr. 47, 86 720 Nördlingen-Nähermemmingen pfarrer.thum@drev.de

Stellvertreter:

Pfarrer Horst Kohler, Tel.: 0 90 85 - 2 53
Am Kirchberg 3, 86 733 Alerheim-Bühl im Ries Fax: 0 90 85 - 253

Kirchenkreis Bayreuth

Pfarrer Herwig Dinter, Tel.: 0 92 92 - 9 10 28
Friedhofstr. 1, 95 176 Konradsreuth dinter@dinternet.de

Stellvertreter:

Pfarrer Hans Friedrich Schäfer, Tel.: 0 91 93 - 82 00
Martinetstr. 15, 91315 Höchstadt
Evang.-Luth.-Hoechstadt@t-online.de

Kirchenkreis München

Pfarrer Klaus Bösl, Tel.: 0 87 61 - 72 90 37
Geibitzstraße 6, 85 368 Moosburg klaus.boesl@freenet.de

Stellvertreter:

Pfarrer Hans-Jürgen Vierzigmann, Tel.: 0 89 - 91 04 90 15
Daphnestr. 7, 81 925 München vierzigmann@arcor.de

Kirchenkreis Nürnberg

Pfarrer Karin Deter, Tel.: 0 91 31 - 60 13 10
Eltersdorfer Str. 17, 91 058 Erlangen KarinDeter@web.de

Stellvertreter:

Pfarrer Hans-Eberhard Rückert, Tel.: 09 11 - 46 60 75
Seumestr. 15, 90 478 Nürnberg
Hans-Eberhard.Rueckert@t-online.de

Kirchenkreis Regensburg

Pfarrer Dagmar Knecht, Tel.: 084 61 - 84 55
Am Moosbühl 1, 92 339 Beilngries pfarramt.beilngries@ev-dekanat.de

Stellvertreterin:

Pfarrer Dr. Bärbel Mayer-Schärtel, Tel.: 09 41 - 70 39 91
Moosweg 6, 93 055 Regensburg b.Mayer-Schaertel@gmx.de

Hauptvorstand

Dekan Heinz Haag, Tel.: 0 91 96 - 327
Bayreuther Str. 8, 91 346 Wiesenttal heinz-haag@gmx.de

Vorsitzender

Dekan Heinz Haag



Pastoralkolleg Neuendettelsau

■ Ruhestand – kein Stillstand

13. bis 27. September 2006

Pfarrerinnen und Pfarrer kurz vor und kurz nach der Pensionierung ziehen auf der Schwelle zum neuen Lebensabschnitt Zwischenresümee. Sie bestimmen ihren lebensgeschichtlichen Ort und entwerfen neue Perspektiven.

Mit Reiner Häberlein, Pfarrer, Nürnberg

Leitung: Dr. Karl-Heinz Röhlhlin

■ Heiliger Geist – heilende Kraft:

Die neue Sehnsucht nach Heilung

4. bis 18. Oktober 2006

»Heilwerden« – ureigenster Wunsch jedes Menschen. In der Nachfolge Jesu wird die Urgemeinde zur »heilenden Glaubensgemeinschaft«. Heute entdecken Christinnen und Christen die verloren gegangene Heilungstradition wieder – zum Teil mit wunderlichen Blüten. Der Kurs sucht eine kritische Würdigung neuer Heilungskonzepte und fragt, was sie für die kirchliche Praxis bedeuten. Verschiedene Formen meditativen Betens lassen Heilsames spüren.

Mit Pfarrer Bernhard Wolf, Lehrbeauftragter für religiöse Gegenwartskultur, Bayreuth

Leitung: Dr. Karl-Heinz Röhlhlin

Anmeldung: Büro des Evang.-Luth. Pastoralkollegs, Kreuzlach 13 b, 91564 Neuendettelsau, Tel.: 0 98 74 - 52 50, Fax: 0 98 74 - 45 31, e-Mail: evang@pastoralkolleg.de

Bayerische Pfarrbruderschaft

■ Solidarität ist möglich – Kirche in der Gesellschaft von morgen

9. 1. 2006, 9:30 bis 16:00 Uhr

Ort: Nürnberg, St. Jobst, Äußere Sulzbacher Straße 146

Mit PD Dr. Matthias Möhring-Hesse, katholischer Theologe und Soziologe

Kostenbeitrag: 14,- Euro inklusive Mittagessen.

Anmeldungen werden erbeten bei Pfarrer Dr. Bernd Busch, Tel 08191/943264, E-Mail: DrBerndBusch@T-online.de

Weitere Informationen im Internet unter <http://www.pfarrbruderschaft.de>

Evang. Bildungszentrum Hesselberg

Landfrauentag

■ Sterben – ein Teil meines Lebens

09.02. (09.30 - 16.00 Uhr)

Der Tod wird im Bewusstsein unserer Gesellschaft meist an den Rand gedrängt – und trotzdem ist er allgegenwärtig. Jeder und jede von uns kann in Gestalt von Krankheit oder Unfall schon morgen davon betroffen sein.

- Wie können wir lernen, den Tod nicht zu verdrängen, sondern ihn als Teil unseres Lebens anzunehmen?

- Wie können wir aus dem Nachdenken über unsere Endlichkeit Kraft für unser Leben gewinnen?

Mit diesen Fragen beschäftigen sich am Landrauentag: Im Vormittags-Vortrag: Pfarrer Waldemar Pisarski; am Nachmittag: Eine Podiumsdiskussion mit Fachleuten und Betroffenen.

Eine Anmeldung ist nicht erforderlich.

Der Eintritt ist frei.

Handzettel erhältlich unter Tel.: 0 98 54 - 10-0, Fax: 0 98 54 - 10-50 oder per e-mail unter info@ebz-hesselberg.de

Leitung: Pfr. Dr. Marcus Döbert

Stressbewältigungsseminar

■ Stress lass nach..

17.03. (18.00 Uhr) – 19.03.06 (13.00 Uhr)

Immer mehr Menschen klagen darüber, dass ihnen alles zuviel wird, ihnen alles über den Kopf wächst. Was ist das eigentlich, was uns stresst? Bei genauerer Betrachtung zeigt sich: Vieles von unserem Stress produzieren wir selbst. Die Diplom-Pädagogin und Erwachsenenbildnerin Evelyn Bendel verdeutlicht in diesem Seminar, welche Faktoren das persönliche Stressempfinden steigern und wie es möglich ist, diese im Alltag zu reduzieren.

Referentin: Evelyn Bendel, Diplom-Pädagogin und Kirchenmalerin, Bamberg

Leitung: Pfr. Dr. Marcus Döbert

Unterkunft u. Verpflegung: EZ: 79,00 Euro; DZ: 70,00 Euro + Seminargebühr: 95,00 Euro

■ Seniorenwoche

20.03. (18.00 Uhr) – 24.03.06 (13.00 Uhr)

Fünf Tage lang Körper, Geist und Seele Gutes tun, vertraute Lieder singen, gemeinsam beten, über den Glauben und das Leben nach-

denken, alte Zeiten aufwärmen, neue Impulse bekommen, und fröhlich sein... Dies alles macht die Atmosphäre der traditionellen Seniorenwoche auf dem Hesselberg aus. Seit zwei Jahren ist auch die Teilnahme an der Seniorensternfahrt als ein Höhepunkt des Programms mit inbegriffen.

Leitung: Pfr. Dr. Marcus Döbert

Kosten: Unterkunft u. Verpflegung: EZ: 161,00 Euro; DZ: 142,50 Euro + Seminargebühr: 45,00 Euro

■ Seniorensternfahrt

Die Früchte des Lebens

23.3., 14.00 Uhr bis 17.00 Uhr

Zur nunmehr dritten Seniorensternfahrt lädt das EBZ Hesselberg Seniorengruppen und -kreise aus den umliegenden Dekanaten auf den Berg ein. Neben dem geselligen Kaffeetrinken, das dem Kennen lernen und dem Gespräch untereinander dient, wird diesmal ein lebenspraktisches Referat von Sigrid Engelbrecht zum Thema »Die Früchte des Lebens – fünf Wege zu Zufriedenheit und Wohlbefinden im Alter« gedankliche Impulse liefern. Um frühzeitige Anmeldung wird daher gebeten!

Referentin: Sigrid Engelbrecht, Bayreuth

Leitung: Pfr. Dr. Marcus Döbert

Kosten pro Person (inkl. Kaffee und Kuchen): 8,00 Euro

■ Unser ganzes Leben Christus unserem Gott überliefern

Orthodoxen Gottesdienst feiern – Seminar im Kloster Niederalteich

07.04. (18.15 Uhr) – 09.04.06 (13.00 Uhr)

Im Benediktinerkloster Niederalteich feiern einige Mönche sowohl die Stundengebete als auch die Liturgie in der Tradition der orthodoxen Kirche. Alle liturgischen Stücke sind ins Deutsche übersetzt, so dass sich die Gelegenheit bietet, die Liturgie wirklich kennen zu lernen. Wir feiern an diesem Wochenende alle Stundengebete und zweimal die Liturgie in der Nikolauskapelle des Klosters. Ein Vortrag zur orthodoxen Theologie und eine Einführung in die Liturgie runden das Programm ab.

Leitung: Pfr. Bernd Reuther

Kosten: Unterkunft u. Verpflegung: EZ: 115,00 Euro; DZ: 110,00 Euro

Die Seminargebühr ist hierin enthalten.

Anmeldung und Information für alle Veranstaltungen beim Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg unter Tel. 09854/100 oder per email unter info@ebz-hesselberg.de

Missionskolleg

Tagungsreihe Asiatische Weltreligionen

■ Gott gab uns Rechte – Wie Christen in Asien und Deutschland für Menschenrechte arbeiten

3. – 4. Februar 2006

in Zusammenarbeit mit Missio München Kirchen standen nicht an der Spitze der Menschenrechtsarbeit. Erst spät haben sie dazu gefunden, dass Gott uns Rechte gab, für die wir einzutreten haben. Nun entdecken Kirchen viele Freunde in dieser Arbeit. Von Christen in Asien haben wir Europäer ökumenisch viel gelernt, insbesondere von Filippinos und Koreanern. Der evangelische Theologe Park Sung-Kook wird aus seiner südkoreanische Erfahrung

berichten. Aus deutscher Erfahrung in katholischen und evangelischen Missionswerken (München und Wuppertal) werden wir diesen Kulturkontakt reflektieren. Im Werkstattgespräch werden praktische Hilfen für Menschenrechtsarbeit vorgestellt.

Leitung: Gerhard Köberlin, Dieter Zabel
Teilnahmebeitrag inkl. Übernachtung und Verpflegung: 49,00 Euro / 27,00 Euro für Studierende und Auszubildende
Informationen unter: <http://www2.missionswerk-bayern.de/ISY/index.php?get=541>

■ Sprachkurs Tok Pisin 1

3. – 5. Februar 2006

Leitung: Ulrike Hansen mit Barbara Pernet
Für Fachkräfte im kirchlichen Dienst in Papua-Neuguinea, für Menschen, die sich auf eine Reise nach Papua-Neuguinea vorbereiten, und für Gastgeber in Deutschland, die sich auf Begegnungen mit Menschen aus der Südsee einstellen wollen, wurde dieser Sprachkurs entwickelt.

Tok Pisin 1 (Teilnahme ohne Vorkenntnisse):
Lehrbuch Kapitel 1 bis 4
Teilnahmebeitrag inkl. Übernachtung und Verpflegung: 70,00 Euro / 38,00 Euro für Studierende und Auszubildende

■ Sprachkurs Kiswahili 1

17. – 19. März 2006

Leitung: Ulrike Hansen mit Ruth Fischer
Alle, die eine Reise nach Ostafrika planen oder sich auf einen Kurzeinsatz dort vorbereiten oder auch diejenigen, die Gäste aus Übersee erwarten, können sich in diesem Kurs erste Kenntnisse der Sprache im Gastland erwerben.
Teilnahmebeitrag inkl. Übernachtung und Verpflegung: 70,00 Euro / 38,00 Euro für Studierende und Auszubildende

■ Sprachkurse Tok Pisin 1 und Kiswahili 1 (Anfängerkurse)

5. – 7. Mai 2006

■ Sprachkurse Tok Pisin 2 und Kiswahili 2

7. – 9. Juli 2006

■ Sprachkurse Tok Pisin 3 und 4 sowie Kiswahili 3 und 4 Feriensprachkurse

7. – 11. August 2006

■ Sprachkurse Tok Pisin 3 und Kiswahili 3

24. – 26. November 2006

Anmeldung für und Informationen über alle Veranstaltungen: Missionskolleg, Postfach 68, 91561 Neuendettelsau, Tel.: 0 98 74 9 - 15 01, Fax: 0 98 74 - 9 - 31 50, e-Mail: mk@missionswerk-bayern.de

Fachstelle für Frauenarbeit

■ Heilende Klänge

02.-03.12.2005

Trauer besitzt heilende Kräfte. Vieles im Leben braucht Zeit und Raum, betrauert zu werden: Der Abschied von lieben Menschen, von Lebensträumen, von Gesundheit und/oder Jugend, von Wunschildern, von der Heimat oder von der Arbeitsstelle. Wir wollen diese Trauer wahrnehmen und in Ritualen und Tänzen zum Ausdruck bringen. Durch Klangmeditation, Tänze und Heilungsrituale geben wir unserer Sehnsucht nach Heilung und Ganzheit Raum. Wir erleben Advent, als Weg aus dem Dunkel zum Licht, und erinnern uns an die befreiende und heilende Quelle der Liebe, die den Tod überwindet und uns mit dem Leben versöhnen will. Wir machen uns bereit für das Leben.

■ After-Work-Coaching

Für berufstätige Frauen, die kompetenten Austausch und Beratung suchen
09.01.06, 13.02.06, 13.03.06, 09.10. 06, 13.11.06, 11.12.06, jeweils 18.00 bis 20.00 Uhr
Ort: Evangelische Familienbildungsstätte Nürnberg, Leonhardstr. 13 in Nürnberg
Sie sind berufstätig oder wollen es (wieder) werden? Da könnten Sie eine Menge Fragen haben oder auch mal ein Problem lösen wollen. Hier bieten wir die Möglichkeit dazu.
Wie geht das?
Sie kommen ohne Anmeldung zu einem (oder mehreren) der Termine und zusammen mit den jeweils anwesenden Frauen besprechen wir anstehende Fragen und Probleme. Alle profitieren vom Erfahrungsaustausch und den unterschiedlichen Kompetenzen.
Es geht um Beratung bei beruflichen Fragen und Problemen. Sie können mit professioneller Hilfe Lösungsmöglichkeiten und Anregungen für Ihre Berufstätigkeit erhalten.
Ohne Anmeldung, einfach kommen!

Ökumenische Studientage und Wochenendseminare in Stein

■ WGT 2006 »Südafrika«, »Zeichen der Zeit«

Tagesseminare: Freitag, 13.01.2006, Samstag, 14.01.2006, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr, im Tagungs- und Gästehaus Stein

Bei diesen Einführungsveranstaltungen zum Weltgebetstag werden wir uns intensiv mit dem Weltgebetstagsland und seinen Menschen, besonders den Frauen, befassen.

Die biblischen Texte, welche die Frauen für die Gebetsordnung gewählt haben, werden uns Wegweiser sein. Gemeinsam entwickeln wir Anregungen für die Vorbereitungsarbeit in den Dekanaten, Diözesen und Regionen und erproben Ideen und Elemente für die Gottesdienstgestaltung.

■ ... die ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen...

Kirchenvorsteherinnen vor der Wahl
04.02.2006

Ort: Tagungs- und Gästehaus Stein
Sie stehen als Kirchenvorsteherin vor der Wahl zum neuen Kirchenvorstand: Zeit des Rückblicks, des Übergangs und des Neuanfangs. Dabei kommen Gedanken wie »soll und will ich überhaupt wieder kandidieren« und »was motiviert mich für das Amt als Kirchenvorsteherin«.

Diese Tagung bietet Ihnen eine »Auszeit«, um an den Wasserbächen Kraft zu schöpfen, sich mit anderen Frauen auszutauschen und folgenden Fragen nachzugehen:

- Welche Quellen haben mich in der vergangenen Amtsperiode gespeist?
- Welche Früchte habe ich verteilt und erhalten?
- Wie soll es für mich weiter gehen?

■ Das Licht nimmt zu

Singen und Tanzen zur Lichtmesszeit
10./11.02.2006

Ort: Tagungs- und Gästehaus Stein
Im Singen und Tanzen verbinden sich zwei elementare Ausdrucksformen unserer Seele. Spirituelle Lieder und rituelle Kreistänze verschiedener Kulturen sowie eigene, selbst gesungene und getanzte Lieder, bringen uns mit den Kräften in uns und um uns in Verbindung. Im Tönen aus dem Herzen, im Singen der Lieder und im Fluss des Tanzens verabschieden wir den Winter und bewegen uns gemeinschaftlich in das zunehmende Licht!

■ Selbstbestimmt leben – wenn Eltern älter werden

Entlastende Vorsorge und Fürsorge im Alter
18.02.2006

Ort: Tagungs- und Gästehaus Stein
Selbstbestimmt leben im Alter – dies ist unser aller Wunsch und wird durch vorausschauende Planung erleichtert. Wenn die eigenen Eltern älter werden, sind meist auch die Kinder von entscheidenden Veränderungen betroffen: Unterstützung kann notwendig werden, um den Lebensalltag zu bewältigen und Entscheidungen zu treffen oder Krankheit kann zur Pflegebedürftigkeit führen.

Wie viel Verantwortung muss und kann ich als Tochter übernehmen, damit ein selbstbestimmtes Leben aller Beteiligten zwischen Anspruch und Wirklichkeit möglich ist?
Die Tagung lädt Sie ein, den Blick auf das Leben der Eltern und Möglichkeiten zur Gestaltung der letzten Lebensphase zu richten. Aber sich auch Gedanken zu Ihrem eigenen Lebensalter und den persönlichen Vorstellungen zu machen.

■ Ostern – Sich dem Leben in die Arme werfen

Auferstehungshoffnungen im Spiegel feministisch-theologischer Impulse und Ideen für ihre Umsetzung in Ostergottesdiensten
30.03.2006

Ort: Tagungs- und Gästehaus Stein
Was können wir zur Auferstehung nach dem Tod sagen und was zur Auferstehung im Leben?

Feministische Theologie fragt danach, was unsere Hoffnung nährt, was Kraft gibt auf dem Weg, was trägt und wie Gott, die Kraft des Lebens, die auch im Tod bergend und beziehungsstiftend bleibt, unsere Leben berührt.
Der Studientag stellt feministisch-theologische Ansätze zum Verständnis von Auferstehung vor und gibt Anregungen zur Gestaltung liturgischer Elemente für den Ostergottesdienst.

Information und Anmeldung: Fachstelle für Frauenarbeit der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Kosten: 40 Euro, Tel.: 09 11 - 68 06 -142, e-mail: kurse@frauenwerk-stein.de

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Rinnig 8
96264 Altenkunstadt

die gemeindeakademie

■ **Kirche am Ort – Kirche im Raum**
13. 12.05, 10.30 Uhr bis 14.12.05, 16.00 Uhr
Trainingskurs für Pfarrer/innen und andere
Hauptamtliche in der Kirche

Weniger Stellen, weniger Mittel. Die Hauptamtlichen, die bleiben, können das nicht einfach durch Mehrarbeit in unveränderten Arbeitsstrukturen auffangen. Das Modell der kirchlichen Orte macht einen Vorschlag, wie parochiale und regionale Arbeit so zusammengebracht werden können, dass Kirche am Ort bleibt, ohne sich auf die Grundversorgung zurückziehen zu müssen. Uta Pohl-Patalong hat es entwickelt.

Die Teilnehmenden lassen sich von diesem Modell anregen. Sie klären, welche Veränderungen in ihrem Arbeitsfeld sie sich wünschen und welche Schritte sie hierzu gehen werden.

Kosten: 150 Euro für Teilnehmende aus dem Bereich der ELKB, 180 Euro für Teilnehmende aus dem F-Bereich, 280 Euro für Teilnehmende aus dem außerbayerischen Bereich (Unterbringung im EZ, Verpflegung und Seminargebühren)
Leitung: Dr. Bernhard Petry, PD Dr. Uta Pohl-Patalong

Weitere Informationen und Anmeldung bitte schriftlich an: Evang.-Luth. Gemeindeakademie, Rummelsberg 19, 90 592 Schwarzenbruck,
Tel.: 0 91 28 - 91 22 - 0,
Fax: 0 91 28 - 9122 - 20,
e-Mail: gemeindeakademie@elkb.de

Verschenken Sie nicht die Eigenheimzulage!

Neubau Neuendettelsau,
attr. DHH, ca. 129 qm Wfl.,
5 Zimmer, Garage, Keller,
ca. 460 qm Grundstück,
umfangreiche Eigenleistung
möglich.
Fa. Högner
0 98 74 - 6 88 60

Familienzentrum

Verkauf Hochwertige 3-Zimmer- Wohnung

in Neuendettelsau,
Bj. 2001, Keller, Balkon, Loggia,
Aufzug,
KP 235.000 Euro incl. TG-Stellplatz,
Einzug nach Vereinbarung
Fa. Högner
Tel.: 0 98 74 - 6 88 60

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim,
Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de
in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Rosemarie Leipolz (Erlangen),
Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite
www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluß ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund-Druckerei Neuendettelsau,
Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax -99.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern.
Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den
Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V.,
Pfarrer Klaus Weber, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt,
Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrverein.de

Letzte Meldung

»Einlagen vom 30. Oktober bis 3. November gesamt 755,75 Euro. (Die einzelnen Einlagen hängen im Schaukasten aus).«

aus: *Abkündigungen*